



Leseprobe

Frieda Bergmann
Sonnenblumentage
Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 11,00 €



Seiten: 640

Erscheinungstermin: 17. August 2022

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Was wäre, wenn ... du dich einfach mal traust?

Maries Leben ist gar nicht mal so übel: Gemeinsam mit ihrem Freund lebt sie in einem beschaulichen Dorf bei Bamberg und arbeitet als Floristin in einer kleinen Gärtnerei. Es hätte sie definitiv schlechter treffen können. Und dennoch fragt sie sich: Gibt sie sich mit allem zufrieden, weil es sicher ist, oder weil sie es wirklich will? Was wäre gewesen, wenn sie im Leben mal eine andere, riskantere Abzweigung genommen hätte? Sähe ihr Schicksal anders aus?

Als Marie sich auf den Weg zu einem Spa-Wochenende mit ihrer Tante macht, ahnt sie nicht, dass sie auf dieser Fahrt eine ganz besondere Entscheidung treffen wird.

Eine Entscheidung, die scheinbar unbedeutend ist, die ihr Leben aber für immer verändern könnte. Wenn sie sich darauf einlässt ...

Ein Roman. Zwei Geschichten. Und ein Happy End für die Liebe.

Lesen Sie auch »Einmal Liebe zum Mitnehmen«, den ersten romantischen Roman von Frieda Bergmann!



Autor

Frieda Bergmann

Frieda Bergmann hat Englisch, Geschichte und Deutsch in Regensburg und Dublin studiert. Ihren Debütroman veröffentlichte sie bei Twentysix im Selfpublishing, bevor sie für Blanvalet entdeckt wurde. Mit »Einmal Liebe zum Mitnehmen«, ihrer ersten Verlagsveröffentlichung, hat sich Frieda Bergmann einen lang gehegten Traum erfüllt. Nun

Frieda Bergmann
Sonnenblumentage

Autorin

Frieda Bergmann hat Englisch, Geschichte und Deutsch in Regensburg und Dublin studiert. Ihren Debütroman veröffentlichte sie bei Twenty-six im Selfpublishing, bevor sie für Blanvalet entdeckt wurde. Mit »Einmal Liebe zum Mitnehmen«, ihrer ersten Verlagsveröffentlichung, hat sich Frieda Bergmann einen lang gehegten Traum erfüllt. Nun erscheint mit »Sonnenblumentage« ihr zweiter romantischer Roman bei Blanvalet. Mit ihren Geschichten, die auch immer in ihrer zweiten Heimat Irland spielen, will sie ihren Lesern einen Urlaub für den Kopf bescheren.

Von Frieda Bergmann bereits erschienen

Einmal Liebe zum Mitnehmen

Besuchen Sie uns auch auf www.instagram.com/blanvalet.verlag und www.facebook.com/blanvalet

FRIEDA BERGMANN

SONNEN
BLUMEN
TAGE

ROMAN

blanvalet

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® Noo1967

1. Auflage

Originalausgabe 2022 by Blanvalet

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Copyright © 2022 by Blanvalet

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Redaktion: Beate De Salve

Umschlaggestaltung und -motiv: © Johannes Wiebel | punchdesign,
unter Verwendung von Motiven von stock.adobe.com
(VVadi4ka, Sergey Kishan, JeannaDraw, manees, Hanna, perori)

DK · Herstellung: sam

Satz: Vornehm Mediengestaltung GmbH, München

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7341-1032-0

www.blanvalet.de

Für meine Tochter

Hast du dich schon einmal gefragt, was gewesen wäre,
wenn du

dich doch gemeldet hättest?
es doch gesagt hättest?
doch verziehen hättest?
doch gefahren wärst?
doch geschrieben hättest?
dich doch getraut hättest?

Was wäre, wenn?

Wie wäre dein Leben dann verlaufen?
Was wäre, wenn?

Dienstagmorgen, vorletzte Juniwoche

»Einen ungünstigeren Zeitpunkt zum Sterben hätte sie sich wirklich nicht aussuchen können«, stellt Frau Zeiler fest.

Das kann sie nicht wirklich gesagt haben! Ich ziehe den Rollhocker zu mir her, setze mich und werfe ihr einen kurzen Blick zu. Von hier unten sieht ihre Nase ebenso spitz aus wie das Zackenmuster auf ihrem altmodischen Kleid. Offenbar hat sie es tatsächlich gesagt und erwartet nun, dass ich ihr zustimme.

Das werde ich bestimmt nicht tun. Mein Ausbilder in München hat mir beigebracht, dass der Kunde alles bekommt, vor allem recht. Doch fünf Jahre später und über zweihundert Kilometer entfernt beschließe ich, dass man von dieser Regel gelegentlich abweichen muss.

Frau Zeiler bestellt einen Kranz im Namen des Kunstvereins. Ich schlage das Auftragsbuch auf und schreibe: »*Kunstverein, Kranz Chrysanthemen, ca. hundert Euro*«. Dahinter setze ich »Marie« in Klammern. So weiß meine Chefin, wer den Auftrag entgegengenommen hat.

»Was sollen wir auf die Schleife drucken?« Ich muss mich anstrengen, um die Frage höflich klingen zu lassen.

»In stillem Gedenken, Kunstverein Untergickelbach«, sagt Frau Zeiler. Dass sie sich nicht für »In großer Dankbarkeit« entscheidet, sagt viel über sie aus.

Am vergangenen Samstag ist Doktor Gesa Wagener gestorben. Sie war so etwas wie die Grande Dame des Ortes. Des-

wegen kommen die Untergickelbacher auch seit gestern und bestellen Sachen für die Beerdigung am Freitag. Die »Gärtnerei Kohlmann« ist zwar die einzige Gärtnerei am Ort, trotzdem ist es unglaublich, wie viele Kränze, Gestecke und Schalen die Leute allein heute Morgen geordert haben. Vor allem aber tratschen unsere Kunden. Und wie! Jedes Detail, das über die Begräbnisfeier durchdringt, wird intensiv diskutiert. Dabei finde ich die Abschiedsriten, die sich Frau Wageners Tochter ausgedacht hat, bisher nicht so ungewöhnlich. Aber sie passen eben nicht in das Bild von einer »anständigen« Trauerfeier, das man in Untergickelbach hat. Schon gar nicht, wenn die Apothekerin, Vorsitzende des Kunstvereins und Stifterin des Skulpturengartens zu Grabe getragen wird. Es gibt einen weiteren Grund, warum der Tratsch bisweilen sogar böse ausfällt: Die in Köln lebende Tochter hat alle Aufträge, die mit der Beerdigung in Zusammenhang stehen, nach Bamberg vergeben. Das Beerdigungsunternehmen stammt aus Bamberg, den Kuchen für den Leichenschmaus liefert eine Bamberger Bäckerei, der Grabstein kommt aus Bamberg, sogar den Pfarrer holt sie aus der Stadt.

Die Tür streift die Glöckchen an der Decke, und die nächste Kundin betritt die Gärtnerei und begrüßt uns. Sie hat eine leere Blumenschale dabei.

»Guten Tag, Frau Mellrich«, sage ich. »Lassen Sie die Tür ruhig offen. Es wird schon wieder so heiß!«

»Grüß Gott!«, sagt Frau Zeiler. »Grüß dich, Margot.«

»Grüß Gott, Erika«, erwidert Frau Mellrich.

Ich erkundige mich, ob Frau Zeiler noch einen Wunsch hat. Sie verneint, macht aber keine Anstalten, die Gärtnerei zu verlassen.

Also ziehe ich einen dicken Strich von links nach rechts und schreibe eine Dreiundzwanzig in die nächste Zeile des

Auftragsbuchs. Dann frage ich Frau Mellrich, was ich für sie tun kann.

Sie bestellt einen Kranz für den Geflügelzüchterverein: Gerbera, circa fünfzig Euro, Schleife in Dunkelgrün. »In ehrenvollem Gedenken« soll darauf stehen. Außerdem möchte sie Begonien.

»Für den Friedhof«, sagt sie und deutet auf die Schale.

Frau Zeiler informiert Frau Mellrich, dass sie sich für Chrysanthemen entschieden hat, und dann sagt sie ihn noch einmal, diesen Satz, den ich dermaßen unverschämt finde. Die Mine meines Bleistifts bricht ab, so stark habe ich aufgedrückt.

»Ich denke, das sucht sich niemand aus«, sage ich.

Frau Zeiler kräuselt die Lippen und wendet sich wieder Frau Mellrich zu. Von ihr wird sie eher die erwünschte Reaktion bekommen.

In den Monaten, die ich nun hier bin, habe ich bereits einiges erlebt. Weinende Angehörige, denen ich jede Entscheidung abnehmen musste. Angehörige, die sich bis aufs Blut gestritten haben, und Angehörige, die nichts ausgegeben haben, weil sie nichts vom Erbe »verschwenden« wollten. Jedes Mal bin ich höflich geblieben und habe mir meinen Teil gedacht, doch Frau Zeiler bringt mich an meine Grenzen.

»Angeblich soll sie ja einen bunten Sarg bestellt haben«, sagt Frau Mellrich und sieht mich fragend an.

»Darüber ist mir nichts bekannt«, behaupte ich, obwohl ich das auch schon gehört habe. Ich stehe auf und hole die Begonien.

»Na ja, jetzt wird sie ja wieder öfter nach Untergickelbach kommen müssen«, prophezeit Frau Mellrich. »Schließlich hat ihr ihre Mutter ja den Vorsitz im Kunstverein vererbt.«

»Angeblich will sie den übertragen: an eine Person *Ihres Vertrauens*.« Frau Zeilers Mund ist nur noch ein schmaler Strich. »Wenn du mich fragst, bekommt ihr die Großstadt nicht.«

»Was denkt sie sich bloß?«, entrüstet sich Frau Mellrich.
»Schließlich hat ihre Mutter den Verein gegründet.«

»Vielleicht ist ihr das zu viel«, wende ich ein. »Und vielleicht glaubt sie, dass sie dem Vermächtnis ihrer Mutter besser gerecht wird, wenn das jemand anders übernimmt.«

Frau Zeiler wirft mir einen vernichtenden Blick zu. Soll sie. Vermutlich ärgert sie sich nur, weil sie nicht diejenige ist, die an Stelle der Tochter schalten und walten kann, wie sie will. Ich verlege mich aufs Einpflanzen und lasse die beiden schimpfen.

»Sie schert sich ja sowieso um nichts«, behauptet Frau Mellrich. »Sonst hätte sie die Beerdigung doch nicht ausgerechnet auf den Freitag gelegt. Sie weiß doch, dass wir alle eingespannt sind. Wie stellt sie sich das vor? Um fünf ist der Einzug der Festwirte. Sollen wir da in Schwarz hingehen?«

Frau Zeiler nickt eifrig. »Das wird so eine Hektik! Erst die Beerdigung, dann dürfen wir heim, um uns umzuziehen, und dann gleich zum kleinen Festzug.«

Ich denke, dass die Tochter im Moment anderes im Kopf hat als die Untergickelbacher Kirchweih, aber ich sage es nicht. Ich will nicht, dass ...

»Sind Sie auch beim Festzug dabei?«, reißt Frau Zeiler mich aus meinen Gedanken.

»Leider nicht.« Ich drücke die Erde um die Begonien fest und wische die Erdkrümel mit einem Lappen von der Schale. Dabei verziehe ich den Mund und hoffe, dass ein Lächeln herauskommt.

»Aber das waren Sie letztes Jahr auch nicht ...« Sie bricht ab, als sie Frau Mellrichs Gesicht sieht. Die hat die Augen weit aufgerissen und schüttelt den Kopf.

»Das Fräulein Marie war doch letztes Mal noch im Trauerjahr.«

Beide sehen mich mitleidig an. Ich seufze. *Das Fräulein.* Hier in Untergickelbach hat es sich ins 21. Jahrhundert gerettet, und auch da verweilt es schon ziemlich lange. Nun, ich habe mich daran gewöhnt. An das »Fräulein« und daran, dass es hier Regeln gibt, nach denen sich alle richten und die man selbst erst kennenlernt, wenn man dagegen verstößt. Vor allem aber daran, dass man in Untergickelbach zu allem eine Meinung hat. Dorfleben muss man lernen, und ich lerne jeden Tag etwas dazu. Die meisten Menschen kommen aus einem kleinen Ort und wollen die Welt kennenlernen. Bei mir ist es umgekehrt: Ich kenne die Welt – natürlich nicht die ganze, aber einen großen Teil davon – und bin in diesem Dorf hängen geblieben.

»Also schauen Sie sich den Festzug dieses Jahr noch an und steigen dann nächstes Jahr mit ein?«

Ich lächle und drücke mich so um eine Antwort.

»Dann ist das ja Ihre erste Kirchweih.« Frau Mellrich betrachtet mich, als hätte ich mich für eine Expedition zur ISS qualifiziert. »Sicher sind Sie schon sehr aufgeregt.«

»Es wird bestimmt toll«, sage ich ausweichend.

Wenn ich ihr jetzt offenbare, dass ich gleich nach der Beerdigung zu meinen Tanten fahre – oder vielmehr mit meinen Tanten wegfahre –, wird sie mich für verrückt erklären. Dann lande ich gemeinsam mit der Tochter der Apothekerin auf der Liste der Kirchweih-Saboteure.

»Unsere Kirchweih ist das schönste Fest überhaupt. Das wird Ihnen Ihr Freund dann schon zeigen.« Verzückung steht in Frau Mellrichs Blick. »Sie müssen bei uns vorbeikommen. Wir machen wieder den größten Kartoffelsalat der Welt. Das machen wir immer. Die Einnahmen spenden wir für den Kindergarten.«

»Ach, wie schön«, sage ich, und das empfinde ich wirklich

so. Was Untergickelbach besonders macht, ist, wie sich die Leute hier gegenseitig stützen und helfen. Nach dem Unfall durfte ich das am eigenen Leib erfahren.

Frau Mellrich legt einen Schein auf die Arbeitsfläche, und ich gebe ihr das Wechselgeld.

»Sagen Sie, Fräulein Marie ...« Frau Zeilers Stimme ist sanft und süß. »War die Frau Wagener-Heinrich schon da? Wegen der Blumen?«

»Nein, noch nicht.«

»Ach!«

Frau Zeilers Blick verrät mir, dass sie es mir übel nimmt, dass ich ihr nichts zum Weitertratschen mitgegeben habe. Dass die Tochter der Apothekerin vorhin angerufen und ihr Kommen für den Nachmittag angekündigt hat, verrate ich bestimmt nicht. Nicht ihr. Das Post-it neben dem Telefon, auf dem ich diesen Termin notiert habe, scheint Frau Zeiler nicht entdeckt zu haben.

Die Kundinnen verabschieden sich und schlendern auf das Eingangstor zu. Schneller kann man nicht laufen, wenn man sich gleichzeitig das Maul zerreißt.

Während ich Balkonkästen bepflanzt, muss ich an die Verstorbene denken. Der Kunstverein ist eine Institution in Untergickelbach. Sogar große Städte beneiden uns um den Skulpturenweg, zumindest betont das der Bürgermeister bei jeder Gelegenheit. Diese Attraktion ist allein Frau Wageners Kunstliebe zu verdanken – und wohl auch der Tatsache, dass sie Kompromisse nicht so gerne mochte.

Aus dem Kunstverein in Bamberg ist sie ausgetreten. Angeblich war keines der anderen Mitglieder darüber betrübt. Ihr Geld hat sie allerdings mitgenommen. Das muss den anderen dann doch wehgetan haben.

Hier in Untergickelbach konnte sie dann machen, was sie

wollte. So hat sie Anfang der Achtzigerjahre ein Stipendium ausgelobt: Künstler bekommen ein Jahr lang freies Wohnen sowie ein Atelier. Unter der Bedingung, dass sie zwei Kunstwerke gestalten, die dann in Untergickelbach verbleiben, können sie ihrer Kreativität freien Lauf lassen. Mama hat damals sogar drei gestaltet. Eine Skulptur – die wird verlangt, denn auf diese Weise wird der Skulpturenweg immer länger und attraktiver –, ein Wandgemälde und ein Bild. Letzteres existiert leider nicht mehr, aber daran will ich jetzt nicht denken.

Der Ort hat Frau Wagener also wirklich viel zu verdanken. Eigentlich müsste eine Straße nach ihr benannt werden oder der Kunstverein. Wenn es nach Frau Zeiler geht, wird Letzteres eher nicht geschehen.

»Du wirst es nicht glauben, wer später in die Gärtnerei kommt!«

Die Tür des Gewächshauses fällt zu – und ich leider nicht aus allen Wolken. Ich ziehe das Post-it ab, das ich vorhin neben das Telefon geklebt habe, und verstecke es hinter den Gläsern mit dem Blumendraht.

Meine Kollegin Elena poltert durch den engen Gang zwischen den Geranien, Petunien, Kapkorbchen und Husarenknöpfen. Im Verkaufsraum stellt sie zwei Thermosbecher auf dem Arbeitstisch ab und stemmt die Hände in die Hüften. Ihr Strahlen ist Scheinwerfer und Trommelwirbel zugleich.

»Nun sag schon!« Ich gebe mir Mühe, erwartungsvoll auszugehen.

»Ach, Marie!« Elenas Mundwinkel sinken nach unten, genauso wie ihre Arme. »Du weißt es bereits!«

»Was denn? Jetzt lass es schon raus.«

»Nein, ich mag nicht mehr. Du bist eine so schlechte Schauspielerin.«

»Ich wollte dir den Spaß nicht verderben«, erkläre ich und ziehe den Klebezettel wieder hervor. »Frau Wagener-Heinrich hat vorhin angerufen.«

Ich grinse und hebe meine Hand, Elena schlägt ein.

»Wir sind die Einzigen in Untergickelbach, zu denen sie kommt«, sagt sie, nicht ohne Stolz.

»Na ja, nicht ganz. Der Leichenschmaus findet doch in der ›Post‹ statt.«

Elena schüttelt den Kopf. »Nein, den hat sie abgesagt und stattdessen einen Caterer aus Bamberg engagiert. Sie bittet in die Villa, aber nur den engsten Kreis.«

»Oje! Jetzt haben sie wieder was zum Tratschen.«

»Frag nicht, was vorhin im Ort los war.« Elena legt ihre Handtasche auf die Ablage. Sie schiebt mir meinen Thermosbecher mit Cappuccino hin. Ich gebe der Brotdose einen Schubs, damit sie zu Elena rutscht. »Du musst dich heute leider mit Resteverwertungsbroten zufriedengeben. Fabian ist gestern mit seinen Kumpels über unseren Kühlschrank hergefallen. Später gehe ich einkaufen, dann hole ich uns wieder den guten Schinken.«

Elena nimmt sich eine Scheibe Vollkornbrot, beißt hinein und schließt genießerisch die Augen.

»Von mir aus kannst du jeden Tag Reste verwerten«, sagt sie mit vollem Mund und hebt den Brotdeckel ab. Sie inspiziert den Frischkäse, die letzten Kirschtomaten und den Schnittlauch, den ich schnell aus dem Balkonkasten abgeschnitten habe, und beißt noch einmal ab.

Irgendwann hat es sich ergeben, dass Elena Kaffee und Cappuccino aus ihrem Vollautomaten mitbringt und ich uns im Gegenzug die Pausenbrote belege. So helfen wir uns gegenseitig: Sie bewahrt mich vor Filterkaffee aus Fabians Kaffeemaschine, ich sie vor labbrigen Milchbrötchen aus dem Supermarkt.

Elena nimmt ihre Schürze vom Haken. Ungeschickt hantiert sie hinter ihrem Rücken mit den Bändern, bis ich sie ihr aus der Hand nehme und eine feste Schleife binde. Dabei kitzelt mich Elenas rasierpinselähnliches Pferdeschwänzchen im Gesicht. Ihre Haare glänzen immer, während meine Locken leider eher fad aussehen. Nougatbraun und seidig sind sie nur, wenn ich vom Friseur komme, den Rest der Zeit sind sie eher strohbraun und stumpf. Vielleicht sollte ich mal wieder eine Haarkur machen ...

Elenas Blick fällt auf die lange Reihe an Blumenkästen, die ich heute Morgen bepflanzt habe. »Sag mal, seit wann bist du denn schon hier? Warst du überhaupt im Bett?«

»Keine Ahnung, seit fünf? Und ja, kurz«, beantworte ich zuerst die eine, dann die andere Frage.

Sie murmelt vor sich hin, dass es mir sowieso keiner danken wird, und zupft ein welches Blatt von einer Geranie.

Aus dem Gewächshaus hole ich mir den letzten zu bepflanzenden Kasten her, befülle ihn mit Erde und setze die Petunien hinein. Ich kann gar nicht mehr zählen, wie viele es in den letzten Tagen waren. Für die Untergickelbacher ist Kirchweih ungefähr das, was für die Münchner das Oktoberfest ist. Der ganze Ort befindet sich im Ausnahmezustand. Jedes Geschäft baut Verkaufsstände auf, die Vereine planen Aktionen, der Kindergarten probt ein Lied, die Grundschüler die Eröffnungstänze, und der Frauenverein schmückt – unterstützt durch die Feuerwehr – die Hauptstraße.

Das Oberkommando hat unsere Chefin Annegret, deswegen halte ich auch die Stellung in der Gärtnerei. So kann sie von früh bis spät überwachen, dass die Girlanden akkurat hängen und alle Blumenkübel frisch bepflanzt sind. Und selbstverständlich will jeder, der entlang der Festzugsroute wohnt, unbedingt neue Blumenkästen vor den Fenstern haben.

Während ich den Kasten wegtrage, geht Elena zum Auftragsbuch, das neben dem Telefon liegt, und studiert die Eintragungen. Anschließend machen wir uns gemeinsam an die Biedermeiersträuße für den Gasthof »Zur Post«. Zur Kirchweih müssen die Tische dort natürlich besonders schön geschmückt sein, deshalb binden wir siebenundsechzig Sträußchen aus orangefarbenen Nelken, Schleierkraut und ein wenig Grün. Die Sträuße sehen aus wie der Tischschmuck auf den Hochzeitsfotos meiner Großeltern. Man hätte meinen können, wir sollten eine Retroparty ausstatten, doch die Restaurantchefin will sie exakt so haben.

»Ich bin schon gespannt, wann die Wagener-Heinrich kommt«, sagt Elena. »Hoffentlich bin ich dann noch da.«

»Sie hat einen Termin für heute Nachmittag gemacht! Um drei«, informiere ich sie.

Elena flucht leise, weil sie nur vormittags bei uns arbeitet.

Eigentlich hat sie Informatik studiert, aber sie hat schnell gemerkt, dass sie keine Freude an ihrem Bürojob in einer Frankfurter Bank hat. Stattdessen hat sie sich mit einem Onlineshop selbstständig gemacht. Sie verkauft Wildfleisch aus der Region. Nebenher betreibt sie eine Onlinezeitung in ungarischer Sprache, für die sie Berichte aus den renommierten deutschen und englischen Zeitungen übersetzt. Das ist in mehrerlei Hinsicht nicht ganz legal, lukrativ schon gar nicht, aber Elena findet, der Einsatz für freie Berichterstattung und Demokratie sei das wert. Leider bringt keiner dieser Jobs genug ein, sodass ihr nichts anderes übrig bleibt, als ihren Lebensunterhalt in der Gärtnerei aufzubessern. Ihr Freund Alex verdient zwar genug für fünf, aber sie will sich nicht abhängig machen, und darüber bin ich froh, denn mit Elena zu arbeiten ist einfach schön.

Meine Kollegin stellt ein Sträußchen zur Seite und sieht auf.

»Ich soll dir übrigens von Annegret ausrichten, dass du dich allein um die Wagener-Beerdigung kümmern musst. Sie schafft das nicht neben dem Kirchweih-Stress.«

»Alles klar.« Ich warte ab, ob noch irgendetwas kommt, vielleicht eine Erinnerung oder Ermahnung, die mir meine Chefin ebenfalls mitgeschickt hat. Wahrscheinlich sind es so viele Anweisungen, dass Elena sie in ihrem Kopf erst sortieren muss. »Hat sie noch was gesagt?«, frage ich irgendwann ungläubig.

»Nein.« Elena schüttelt den Kopf. »Das war alles.«

Ich soll die Wagener-Beerdigung wirklich alleine übernehmen? Es ist nicht Annegrets Art, uns Sachen alleine machen zu lassen. Sie hat immer das letzte Wort. Und das erste. Und eigentlich auch alle Wörter, die dazwischenliegen.

»Ja, du sollst das wirklich alleine machen, und ja, das war wirklich alles!« Elena fügt etwas auf Ungarisch hinzu und kneift kurz die Augen zusammen. »Es ist besser, irgendwann umzukehren, als dauernd in die falsche Richtung zu fahren«, sagt sie dann auf Deutsch.

Irgendwann hat meine Kollegin angefangen, ungarische Sprichwörter ins Deutsche zu übertragen. An meiner Reaktion sieht sie dann, ob die Worte auch einen Sinn ergeben. Meistens tun sie das nicht, und sie muss umfangreich erklären, was sie damit meint. Dann passen wir das Sprichwort an und lachen uns über unsere schiefen Versionen kaputt. Wahrscheinlich sind wir die Einzigen, die so etwas lustig finden, aber uns ist das egal.

Ihren heutigen Spruch glaube ich deuten zu können, und sie hat recht: Es ist an der Zeit, dass ich endlich zeigen darf, was ich kann. Wahrscheinlich ist der Grund, weshalb ich die Beerdigung »bekommen« habe, aber ein anderer. Annegret wird keine Lust haben, sich mit der Tochter der Verstorbenen auseinanderzusetzen, und deswegen schiebt sie mich vor.

Während meine Hände die Spießsträußchen zusammenstellen, denke ich über die Begräbnisfeier nach. Florentine Wagener-Heinrich, über die jeder spricht und die ich noch nicht kenne, achtet auf jedes Detail. Beerdigungen gehören zu unserem Alltag, aber irgendwie berührt mich diese besonders. Ich mag es, wie persönlich und liebevoll sie den Abschied für ihre Mutter gestaltet. Außerdem hat sich Frau Wagener damals nach dem Unfall sehr anständig verhalten. Auch wenn sie überhaupt nichts dafür konnte. Vielleicht will ich auch deswegen, dass alles passt. In meinem Kopf kombiniere ich Blumen, Blätter und Grün. Mir fällt so viel ein, dass ich mir den Notizblock vom Regal hole und mögliche Kombinationen festhalte. Als müsse ich mich vergewissern, dass ich das geschrieben habe, betrachte ich anschließend die Wörter, die auf dem Papier stehen. Aber es ist eindeutig: Das ist meine Schrift, und das sind meine Ideen. Meine Kreativität ist wieder da. Unfassbar!

Eigentlich hatte ich angenommen, ich hätte sie mit dem Unfall verloren. Ich denke immer Unfall, weil sich Brand so schrecklich anhört. Aber vielleicht ist es an der Zeit, dass ich Brand denken oder aussprechen kann. Schließlich scheint sich auch meine Kreativität wieder eingefunden zu haben. Offenbar hat sie sich nur ausgeruht. Wahrscheinlich hat sie sich zurückgezogen und getrauert, so wie ich, aber nun ist sie zurückgekehrt.

Wenn Florentine Wagener-Heinrich heute in die Gärtnerei kommt, werde ich sie mit meinen Ideen überraschen. Ich weiß noch nicht, mit welchen, aber ich weiß, dass ich welche haben werde: besondere, einzigartige. Ideen, die Frau Wagener gerecht werden und ihrer Tochter das Gefühl geben, einen außergewöhnlichen Abschied gestaltet zu haben.

Am Nachmittag bin ich wieder alleine in der Gärtnerei. Meine Chefin Annegret ist noch in Sachen Kirchweih unterwegs, Elena kümmert sich um ihren Onlineversand und Fabian bepflanzt die Beete vor dem Rathaus neu – auch die sollen zu den Festzügen in neuer Blütenpracht erstrahlen. Mir ist es ganz recht, denn das bedeutet, dass ich für den »Termin« mit Frau Wagener-Heinrich Ruhe habe.

In der Mittagspause habe ich bei Pizzaresten und Cola in der neuesten Ausgabe der *Floral Elegance* geblättert. Sie ist so etwas wie die *Vogue* für Floristen, und ich kann Stunden mit den Artikeln und Fotos in dieser Zeitschrift verbringen. Ehrlich gesagt, wären manche der Arrangements auch für meine Münchner Kunden zu extravagant gewesen. Aber ich liebe diese Bilder. Das ist meine Welt.

Und dann ist mir eine Idee gekommen, sowohl für das Sargbukett als auch für die Altargestecke, und zwar nicht irgendeine Idee, sondern eine, die sogar die anspruchsvolle Kölnerin zufriedenstellen wird. Zumindest hoffe ich das. Aus einer der Umzugskisten, die immer noch hinter der Tür in meiner Dachwohnung stehen, habe ich mein Portfolio geholt – darin sind all die Sachen, die ich während meiner Münchner Zeit gemacht habe –, und jetzt kann es losgehen.

Ich gehe in den Arbeitsraum hinter dem Verkaufsraum und knie mich neben das Hundekissen. Da ich alleine arbeite, habe ich Lio mit in die Gärtnerei genommen. Meine Hündin döst, aber ihr Schwanz klopft auf den Betonboden, als ich ihren Rücken streichle.

»Jetzt sind wir mal gespannt, ob die Tochter auf meine Ideen steht«, sage ich leise. »Mal sehen, wer und vor allem was noch alles kommt. Wegen der Kirchweih und der Beerdigung spielen hier alle verrückt.«

Um fünf vor drei tritt eine schlanke Dame durch die Ein-

gangstür. Die Designerhose, das Seidentuch und die Chanel-Sonnenbrille verraten, dass sie schon lange in einer anderen Welt lebt. Ein wenig erinnert sie mich an mein altes Leben. Wahrscheinlich ist sie mir deshalb auf Anhieb sympathisch.

An der Seite der Dame geht ein Mann mit kurz geschnittenen grauen Haaren, eckiger Brille und einem grauen Hemd über einer dunklen Hose. Er wirkt sehr urban, sehr weltgewandt, sehr Zahnarzt mit Pilotenschein oder Agenturchef mit Motorboot.

»Guten Tag, Frau Wagener-Heinrich. Ich bin Marie Landauer.« Ich senke meine Stimme. »Darf ich Ihnen mein herzliches Beileid aussprechen?«

Frau Wagener-Heinrich schiebt die Sonnenbrille in ihre kurzen blonden Haare, begrüßt mich ebenfalls und bedankt sich. Zwischen dem alten Arbeitstisch und der Tür, die dringend einen Anstrich nötig hätte, wirkt sie wie ein Fremdkörper.

Der Mann stellt sich als Enno Heinrich vor und schüttelt mir fest die Hand, als ich auch ihm mein Mitgefühl bekunde.

Beide sehen sich um, und ich folge ihrem Blick, versuche, den Laden mit ihren Augen zu sehen. Oft habe ich mir ausgemalt, wie ich den Raum mit einem restaurierten Schrank oder einem Küchenbuffet ausstatten und darin Schildchen für den Kräutergarten und weitere Gartenaccessoires präsentieren würde, doch Annegret möchte das nicht. Wenn ich ihr von meinen Ideen erzähle, meint sie immer, sie führe einen Handwerksbetrieb, keine Blumenboutique für die gelangweilte Arztfrau. Und so empfangen wir unsere Kunden weiterhin neben dem schlammbräunen Baumarktregal mit den zusammengewürfelten Übertöpfen und den grün-gelben Düngertöpfen.

Frau Wagens Gesicht hat diesen erschöpften Ausdruck,

den ich bei fast allen trauernden Angehörigen sehe. Ich weiß genau, wie sie sich fühlt. Auch wenn sich der Tod angekündigt hat, überwältigt dich die Wucht der Trauer. Wie eine Welle, die deine Füße vom Boden reißt und dich umwirft. Bei mir war es genauso, nur dass niemand mit dem Brand gerechnet hat.

Ich frage Frau Wagener-Heinrich nach ihren Vorstellungen, und sie wünscht sich etwas Persönliches. Damit habe ich gerechnet. Seit ich weiß, dass sie kommt, habe ich darauf gehofft und gewartet, vor allem habe ich mich darauf vorbereitet.

»Hatte Ihre Mutter ein Lieblingsgemälde?«, frage ich.

An der Art, wie sie mich ansieht, erkenne ich, dass mein Bauchgefühl richtig war.

Sie runzelt die Stirn. »Garten in Auvers« von van Gogh.« Ihre Antwort klingt fast wie eine Frage.

Ich mache mir eine Notiz. »Das ist gut!«

»Inwiefern?«, fragt Enno Heinrich und tritt näher heran.

»Ich hatte die Befürchtung, dass Sie mir etwas von Jackson Pollock oder Modigliani nennen. Das wäre eine Herausforderung geworden. Aber mit einem Garten kann ich wunderbar arbeiten.«

»Entschuldigung, wie heißen Sie noch mal?«, fragt Frau Wagener-Heinrich.

»Marie Landauer«, erwidere ich, und ich kann fast hören, was ihr durch den Kopf geht.

»Sind Sie die Tochter von Cassandra Landauer?«, fragt sie, und ich nicke.

Die beiden wechseln einen Blick. Damit haben sie offenbar nicht gerechnet. Wahrscheinlich erwarten sie jetzt umso mehr von mir.

»Wir waren in ihrer Ausstellung vor sieben Jahren«, sagt sie.
»Mama war auch dabei.«

Ihre Stimme wird brüchig, und ich gebe ihr einen Moment. Auch ich war bei der Ausstellung in Köln. »Nature!« – so hieß sie. Monatelang hatte Mama nur Blätter und Bäume gemalt. Menschen und Tiere, die mit dem Dickicht zu verschmelzen scheinen. Diese Arbeiten sollten der endgültige Durchbruch meiner Mutter sein. Nach zwanzig Jahren Restauratorinnen-Dasein, mit vom Mund abgesparten Auszeiten, in denen sie sich nur mit ihrer Kunst beschäftigen konnte, hatte sie es geschafft: *Art Basel*, *documenta*, *The European Fine Art Fair*. Die großen Zeitungen berichteten über sie, und sie hat zum ersten Mal gut verkauft. Richtig gut verkauft.

Konzentrier dich, ermahne ich mich und frage: »Haben Sie noch einen Wunsch, oder fällt Ihnen irgendetwas ein, worüber sich Ihre Mutter freuen würde?«

»Ihre Blumen«, sagt Frau Wagener-Heinrich. »Sie hat Stunden damit zugebracht, ihren Garten zu pflegen und zu bepflanzen, vor allem in den letzten Jahren. Deswegen hat sie sich auch immer geweigert, zu uns nach Köln zu ziehen – und natürlich wegen des Kunstvereins.« Sie schluckt und atmet tief durch.

Um ihr etwas Zeit zu geben, bücke ich mich, nehme das Handy aus meiner Handtasche, google »Garten in Auvers« und betrachte das Bild. Anschließend hole ich mein Portfolio unter dem Arbeitstisch hervor und schlage es auf.

»Darf ich?«, fragt sie.

Als ich nicke, blättert sie durch die Seiten.

Das erste Foto zeigt siebenhundert Rosen, die ich an meinem ersten Tag als Lehrling für einen Heiratsantrag entdornen und kürzen musste. Danach kommen die Nelkensäulen. Das war mein schwindelerregendster Auftrag. Anlässlich des Jubiläums einer Modefirma haben wir meterhohe Steinsäulen mit einem Blumenmantel besteckt. Am bisher spannendsten

Tag meines Gärtnerinnenlebens durfte ich, gemeinsam mit der gesamten Belegschaft, einen Ballsaal für eine Krimiverfilmung dekorieren. Den Film habe ich unzählige Male angesehen, nicht wegen der Handlung, sondern weil der Verdächtige direkt vor dem von mir gebundenen Tischschmuck verhaftet wird.

Sie schlägt die Seite auf, die ich vorhin mit einem Post-it markiert habe. Eine Torte in Form einer Theaterbühne, komplett mit Schauspielern und Bühnenbild, prangt inmitten eines Waldes aus Zwergfichten und Miniaturlaubebäumen. Auf den Rängen sitzt das Marzipanpublikum. »250 Jahre Naturbühne Münsing« steht über den Bildern.

»Was halten Sie davon?«, frage ich, und sie legt den Kopf schief. »Wir haben damals den Wald um die Bühne herum fast detailgenau nachgestaltet. Das könnten wir mit dem Lieblingsgemälde Ihrer Mutter machen. Als Sargbukett.«

Enno Heinrich runzelt die Stirn. »Die Torte und die Figuren lassen wir aber weg. Das wäre dann doch ... kurios.«

Ich muss kurz lachen, reiße mich aber sofort wieder zusammen und entschuldige mich.

»Ist schon gut.« Frau Wagener-Heinrich lächelt. »Ein wenig Heiterkeit kann ich gerade gut gebrauchen.«

Ihr Mann ergreift ihre Hand und drückt sie kurz.

»Erklären Sie es mir genauer«, bittet sie.

Ich rufe das Bild auf meinem Handy wieder auf.

»Wir nehmen einen Teil des Gemäldes, zum Beispiel eines der Beete.« Ich ziehe den Ausschnitt groß und halte ihr das Display hin. »Das gestalten wir als Bukett nach und arbeiten einige der Blumen aus dem Garten Ihrer Mutter ein. Kränze und Gestecke machen wir in den gleichen Farben.«

Frau Wagener-Heinrich überlegt, dann nickt sie. »Sie sind wirklich Cassandras Tochter.«

Bevor ich antworten kann, quietscht im Gewächshaus hinter uns eine Tür. Verwundert drehe ich mich um. Es ist meine Chefin, die hereinstapft, die Kundschaft grüßt und ihr Beileid bekundet. Ich finde es seltsam, dass Annegret nach so langer Zeit immer noch »du« und »Florentine« sagt.

»Wir sind gerade dabei, die Blumenarrangements zu besprechen«, teile ich ihr mit und hoffe, dass sie uns schnell wieder alleine lässt.

Leider verheißt ihre Reaktion etwas anderes ...

»Deswegen bin ich auch hier. Deine Tante hat mich gebeten, dabei zu sein, Florentine.«

Mein Blick wandert zu Frau Wagener-Heinrich. Zwischen deren Augenbrauen hat sich eine steile Falte gebildet. Sie scheint von der Störung genauso wenig angetan zu sein wie ich.

»Ich habe Renate versichert, dass ich eine würdige und angemessene Blumenauswahl treffen werde«, sagt Frau Wagener-Heinrich.

Ihr Ton hat sich verändert, sie klingt nun sehr geschäftsmäßig.

»Unsere Trauerblumen sind das immer«, versichert Annegret.

Ich frage mich gerade, ob ich weitermachen soll oder ob sie nun übernimmt, als Frau Trautmann hereinkommt. Ist sie etwa die Schwester der Verstorbenen? Darauf wäre ich nie gekommen.

»Wir hatten ausgemacht, dass ich mich um die Blumen kümmere und du den Sarg bestellst«, sagt Frau Wagener-Heinrich statt einer Begrüßung.

»Ich dachte, es ist besser, wenn ich auch hier bin. Ich möchte meine Schwester wenigstens anständig unter die Erde bringen, wenn schon danach niemand mehr dabei sein darf.«

Frau Wagener-Heinrich zieht scharf die Luft ein und wendet sich mir zu. »Frau Landauer und ich werden uns schon auf etwas Angemessenes einigen, nicht wahr?«, fragt sie und scheint mich so um Unterstützung zu bitten.

Ich nicke und versuche, aufmunternd zu lächeln, weiß aber nicht, ob mir das gelingt.

Die Tante ignoriert mich völlig. »Nach dem bemalten Sarg gehe ich lieber auf Nummer sicher. Ich will Gesa ja nicht zum Gespött machen!«

»Deswegen haben wir uns auch für massive Eiche mit Gussgriffen entschieden«, sagt Frau Wagener-Heinrich.

»Und ohne Bemalung. So wie es sich gehört«, ergänzt Frau Trautmann. »Jetzt wollen wir darauf achten, dass ein würdiger Blumenschmuck dieses Bild abrundet.«

Den Wortwechsel habe ich verfolgt, ohne zu atmen. Ich spüre den Blick meiner Chefin auf mir ruhen.

»Orange Gerbera und rote Nelken«, schlägt sie vor. »Das wird gerne genommen und sieht sehr elegant aus.«

»So stelle ich mir das vor«, pflichtet Frau Trautmann ihr bei.

»Nein!«, widerspricht Frau Wagener-Heinrich. »Du hast deinen gediegenen Sarg und die Liedauswahl. Bei den Blumen gebe ich nicht nach! Die sollen zu Mama passen.« Sie beißt sich auf die Lippen.

Am liebsten würde ich Frau Trautmann aus der Tür schieben und ihre Nichte in den Arm nehmen.

»Wir sind gestern zu einer Einigung gelangt«, schaltet sich Enno Heinrich ein. »Jetzt erwarten wir aber auch, dass du dich an die Absprache hältst.«

»Ihr macht den Leichenschmaus zu Hause statt im Gasthof, außerdem habt ihr alle Leute eingeladen«, fasst Frau Trautmann zusammen. »Was sollen die denn jetzt denken?«

»Wir haben sie nicht aus-, sondern gar nicht erst eingeladen.

Florentine möchte einen Leichenschmaus im kleinen Kreis, also machen wir das so. Zur Beerdigung dürfen alle kommen.« Enno Heinrich spricht so ruhig, dass es fast bedrohlich wirkt.

»Wir haben etwas Wunderschönes ausgesucht«, sagt Frau Wagener-Heinrich. »Außerdem nimmt Frau Landauer ein paar Blumen aus Mamas Garten. Ich bin mir sicher, das hätte sie sich gewünscht.«

»Damit alle denken, wir können uns keine gekauften Blumen leisten?« Frau Trautmann spielt ihre Entgeisterung nicht, für sie ist das wirklich ein Problem.

Frau Wagener-Heinrich sieht zuerst mich an, dann Annegret.

»Ich möchte das hier«, sagt sie und zeigt auf mein Portfolio. Annegret betrachtet kurz das Foto.

»So etwas machen wir nicht«, weigert sie sich dann.

Ich weiß nicht, wer gerade entsetzter ist, Frau Wagener-Heinrich oder ich. Was soll das? Natürlich machen wir das! Also, ich mache das. Weil es der Wunsch unserer Kundin ist, weil ich es kann und weil ich es möchte.

Was tut Annegret überhaupt hier? Warum kümmert sie sich nicht um ihre Kirchweihdekoration und lässt mich arbeiten? Ich soll die Beerdigung allein machen, hat sie mir ausrichten lassen. Dann soll sie mich aber, verdammt noch mal, auch schalten und walten lassen.

Los jetzt, riskier's einfach, denke ich und wende mich Frau Trautmann zu. »Sie können versichert sein, dass es ein sehr würdiges ...«

Annegret wirft mir einen Blick zu, und ich verstumme.

»Du kannst gerne in Bamberg fragen, ob sie dir so etwas stecken«, sagt sie zu Frau Wagener-Heinrich. »Wir machen so etwas nicht.«

Warum tut sie das? Rächt sie nun die Untergickelbacher

Geschäftsleute, frei nach dem Motto »Verschmähst du uns, verschmähen wir dich«?

Ohne meine Chefin anzusehen, drehe ich mein Portfolio den Heinrichs hin, doch bevor ich etwas sagen kann, klappt Annegret den Ordner zu.

»Bei uns bekommt sie orange Gerbera und rote Nelken oder etwas in der Richtung.«

Es fühlt sich an, als hätte sie mir meine Mappe gegen den Kopf gedonnert.

»Wie du meinst«, sagt Frau Wagener-Heinrich. Sie dreht sich zu ihrer Tante um. »Wenn du einen eigenen Kranz willst, bitte schön. Um den Rest kümmerge ich mich. Nur dass das klar ist.«

Sie strafft ihre Schultern und sieht mich an. Ich weiß nicht, wie ich diesen Blick deuten soll. Dann schiebt sie ihre Sonnenbrille vom Kopf zurück vor die Augen. Enno Heinrich öffnet die Tür.

»Ade, Florentine«, sagt Annegret.

»Ade«, erwidert Frau Wagener-Heinrich, und ich schaue ihr nach, wie sie mit ihrem Mann durch das Gartentor davongeht.

Frau Trautmann wendet sich an Annegret.

»Wir machen das so wie besprochen«, sagt sie so ungerührt, als habe sie nicht gerade die Schlacht um Helms Klamm nachgespielt.

»Du kannst dich auf mich verlassen«, versichert meine Chefin.

»Das weiß ich«, entgegnet Renate Trautmann.

So ist das in Untergickelbach: Die Alteingesessenen halten zusammen. Mit ihrem Wegzug hat Florentine diesen Bonus verspielt, wahrscheinlich legt sie auch keinen Wert darauf.

Ohne mich eines Blickes zu würdigen, verlässt Frau Trautmann die Gärtnerei.

Annegret kramt in der Kiste auf dem wackligen Holzregal und holt eine Spule Bindedraht heraus.

»Die Kästen für Schütz werden heute um halb fünf abgeholt«, informiert sie mich.

Dann geht sie, bevor ich die Fragen stellen kann, die mir durch den Kopf gehen. Wieso kann ich das Sargbukett nicht so stecken, wie die Kundin es will? Warum ist es ein Problem, ein paar Blumen aus dem Apothekergarten zu holen? Und weshalb, um alles in der Welt, lassen wir uns einen so großen Auftrag durch die Lappen gehen?

Ich verpasse der Zinkwanne unter dem Arbeitstisch einen Tritt, und sie kracht gegen die Wand. Dabei kippt sie um, und die Schnittreste, die wir darin sammeln, verteilen sich über den Boden.

»Ihr könnt mich alle kreuzweise«, murmele ich.

Lio kommt angelaufen. Sie stupt mich mit der Schnauze an und reibt ihren Kopf gegen mein Bein.

»Ich nehme zurück, was ich vorhin gesagt habe. Sie sind alle verrückt. Nicht nur während der Kirchweih!«

Mein Blick fällt auf mein Portfolio. Zwischen den Deckeln steckt alles, was ich kann und was ich nicht machen darf. Ich schlage es zu, lege es unter meine Handtasche und marschiere nach draußen.

Die Lieferung Erde von heute Morgen türmt sich vor dem Geschäft und muss in das äußere Gewächshaus, das nur noch als Lager genutzt wird, gebracht werden. Eigentlich sollte Fabian das machen, wenn er vom Rathausbeet-Bepflanzen kommt. Aber schwere Säcke auf Schubkarren zu wuchten ist genau das, was ich jetzt brauche.

Wie an den meisten Abenden, sehen wir uns auch heute nur kurz. Wir lassen uns unseren Freiraum, das macht uns aus.

In den letzten Monaten habe ich Raum gebraucht. Raum, um zu weinen, um mich zu erinnern, um über das, was geschehen ist, hinwegzukommen.

Fabian braucht auch seinen Freiraum: für den Fußballverein, die Feuerwehr, die Schafkopfabende und die diversen Treffen mit seinen Kumpels. Er findet es toll, so eine entspannte Beziehung zu haben. Immer wieder sagt er, dass er so jemanden wie mich noch nie getroffen hat. Damit meint er jemanden, der nicht überall mit hingehen will. Die Freundinnen seiner Kumpels wollen das offenbar. Ich bin froh, wenn ich nach der Arbeit lesen, Serien schauen oder zu Elenas Bauch-Beine-Po-Stunde gehen kann – Fitnesstrainerin ist sie nämlich auch.

Heute muss Fabian zum Baumbewachen. Es ist die Aufgabe der unverheirateten Männer zu verhindern, dass die Burschen aus den Nachbarorten den Kirchweihbaum stehlen.

Ich kenne diesen Brauch von der Maibaum-Tradition. Dass auch andere Bäume gestohlen werden, habe ich erst hier erfahren. Jedenfalls ist er wegen dieser wichtigen Aufgabe nach der Arbeit zum Fußballtraining gespurtet und dann hier unter die Dusche gesprungen.

Nun ja, »gesprungen« ist nicht ganz korrekt. Eher hat er viel Zeit unter dem Wasserstrahl verbracht, weil er mich mit hineingezogen und sich die eigentliche Duschhandlung ein wenig verzögert hat.

Fabian wohnt im ersten Stock seines Elternhauses in einer Wohnung mit weißen Wänden und grauen und schwarzen Möbeln. Er findet das männlich, ich mag es nicht besonders. Aber bei ihm haben wir mehr Platz als in meinem Dachgeschosszimmer eine Etage darüber. In meinem Anderthalb-Quadratmeter-Bad und dem Zimmer, das fast nur aus Dachschräge besteht, kann man existieren, aber nicht wohnen.

Eigentlich war es auch nur für ein paar Nächte gedacht, doch inzwischen sind Monate daraus geworden. Gut, meist bin ich ohnehin bei Fabian, aber ganz habe ich meine »Dachschachtel« nie aufgegeben.

Nun steht mein Freund mit einem Handtuch um die Hüften in seiner Küche und schlingt Schinkenbrot Nummer zwei hinunter. Vor dem Training hat er nämlich noch bei der Metzgerei haltgemacht, was ich ihm hoch anrechne. Vielleicht schafft er es irgendwann auch, wieder eine Flasche Cola in den Kühlschrank zu legen, nachdem seine Kumpels alles leergetrunknen haben. Wenn er das gemacht hätte, hätte ich meine Cola heute Mittag nicht lauwarm trinken müssen. Und wenn sie kälter gewesen wäre, wären meine Ideen noch schneller zu mir gekommen ... Aber gut. Ich nutze Schinkenbrot drei und vier, um ihm von der Begegnung mit Florentine und von Annegrets Absage zu erzählen.

»Du weißt doch, wie meine Mutter ist«, sagt er, während er die Kaffeekanne aus der Maschine nimmt und sich eine Tasse eingießt.

»Weißt du, was ich für ein solches Bukett und solche Kränze hätte verlangen können?«, frage ich.

»Hier doch nicht!«

Ich hole eine Untertasse aus dem Schrank und stelle seine Tasse darauf.

»Geschirrverschwendung«, sagt er.

»Dann nimm bitte einen Becher«, entgegne ich und setze mich auf den Metallstuhl mit dem schwarzen Kunstlederbezug.

»Frau Wagener-Heinrich ist Kölner Preise gewöhnt. Sie hätte das bezahlt.«

Er zuckt mit den Schultern und schneidet eine weitere Brotscheibe ab.

»Das wäre ein Achtel Gewächshausautomatik gewesen«, sage ich. »Oder ein Viertel Kühlraum.«

»Wieso sollte Mutti zu dir anders sein als zu mir?«, fragt er, nicht ganz zu Unrecht. Wie oft habe ich sie schon zu ihm sagen hören: »Das kannst du tun, wenn du einmal Chef bist, bis dahin wird es so gemacht, wie ich das will?«

Ich verstehe nicht, warum Annegret nicht stärker modernisieren möchte. Aber da beißt man bei ihr auf Granit.

»Wahrscheinlich will Mama die Trautmann nicht vergrätzen. Die kauft viel bei uns.«

»Hmm«, mache ich vage. Es wäre mir lieber, er würde sich ein bisschen mehr auf meine Seite stellen, statt seine Mutter in Schutz zu nehmen.

»Wird heut lang«, warnt er mich.

Ich nicke bloß, damit habe ich gerechnet. Das ist ja nichts Neues. Vor allem macht es mir nichts aus, weil ich selbst noch etwas vorhabe.

Beim Säckeschleppen vorhin habe ich einen Plan gefasst, und den werde ich durchziehen – ungeachtet der Konsequenzen. Die male ich mir lieber nicht aus, sonst verliere ich noch den Mut.

Lio und ich machen heute eine mittelgroße Runde. So ist sie zwar müde genug, um sich nachher hinzulegen, aber es ist noch nicht zu spät für einen unangemeldeten Besuch.

Eine Dreiviertelstunde später drückt mein zitternder Finger auf den runden Klingelknopf der Apothekervilla.

Das Gartentor öffnet sich mit einem Surren, ohne dass ich vorher meinen Namen nennen muss, und ich betrete den Vorgarten mit den alten Pflastersteinen und den Blumenrabatten.

Lio binde ich neben der Haustür an. Sie legt sich auf die Steine, die noch die Tageswärme gespeichert haben.

Die Tür geht auf.

»Ich habe mich schon gefragt, wann Sie kommen«, sagt Frau Wagener-Heinrich und macht einen Schritt zur Seite, damit ich eintreten kann.

2

Freitagmorgen, vorletzte Juniwoche

Wenige Stunden vor der Trauerfeier stecke ich die letzte Rose fest. Ich betrachte das Sargbukett von allen Seiten und zupfe die Trauerschleife zurecht. »*Wir vermissen dich. In Liebe – Florentine und Enno*« steht in goldenen Lettern auf weißem Samt.

Gähmend lasse ich meinen Kopf in den Nacken fallen und stemme meine Hände in den Rücken. Seit vier Uhr morgens bin ich auf den Beinen, um die inoffiziellen Aufträge für die Beerdigung fertigzustellen. Alles andere muss warten.

Ich nehme die handgeschriebene Liste ab, die ich an das Holzregal gepinnt habe, drehe sie um und streiche »*Kranz groß/wie besprochen*« und »*Sargbukett/wie besprochen*« durch. Den Bleistiftstrich durch »*vier Altargestecke und Bodenschalen für die Aussegnungshalle*« habe ich gestern Nacht gezogen, als Annegret beim Festwagenschmücken war und Fabian beim Aufbau geholfen hat. Baum bewachen, Bierbänke schleppen, Eröffnungsbraten-Essen. Jeden Abend hat er eine andere Verpflichtung. Die Kirchweih verlangt den Einheimischen wirklich viel ab.

Der Ausdruck mit dem Van-Gogh-Bild lehnt noch immer an dem Glas mit dem Blumendraht. Ich kann die Farben so deutlich sehen, das Rot, das Blau, das Grün. In den letzten Monaten war alles von einem Grauschleier überzogen. Jetzt sind sie klar und hell, und ich merke, dass etwas anders ist. Dass ich nicht nur anders sehe. Ich atme anders, und ich denke auch anders. Und das fühlt sich so gut an.

Ich betrachte das Bukett. Was Farbe und Form der Blumen angeht, habe ich versucht, nah am Original zu arbeiten. Hoffentlich mag es Frau Wagener-Heinrich genauso gern wie ich.

Meine anderen inoffiziellen Werke warten im Schuppen darauf, dass sie abgeholt werden. Ein bisschen bin ich mir vorgekommen wie in einem Thriller, vor allem, als ich versucht habe, den Kranz im kühlen Schuppen zu deponieren, ohne dabei Lärm zu machen. Das war schon beim Stecken so: Bei jedem Geräusch habe ich mich umgesehen und gehofft, dass Annegret nicht überraschend in der Gärtnerei auftaucht.

Langsam macht sich der fehlende Kaffee bemerkbar, und auch die Überstunden am gestrigen Abend legen sich auf meine Glieder. Lio schnarcht auf ihrer Matratze. Am liebsten würde ich mich dazulegen.

Gähmend greife ich nach meinem Handy. Einen Moment lang betrachte ich das Gemälde, das die Hülle ziert. Ein Meer aus Sonnenblumen, zwischen denen ein blaues Mädchen sitzt, von dem man nur die Umrisse erkennen kann. Kurz streichle ich über das Bild, dann reiße ich mich los.

Guten Morgen! Operation Van Gogh kann anlaufen, schreibe ich und schicke die Nachricht ab.

Als ich die App schliesse, erscheint auf dem Display das Foto, das mich mit meiner Mutter zeigt. Wir sind beide groß, haben die gleichen blauen Augen und nougatbraune Haare, meine damals noch lang und mühsam geglättet, die meiner Mutter kürzer und lockig. Strahlend steht Mama in ihrer gelben Tunika da, den Arm um mich gelegt. Ich stelle fest, dass damals kein Röllchen über meine Jeans quoll und dass mein T-Shirt extrem gut saß. Mit meinem Zeigefinger drücke ich in die weiche Haut über meinen Hüften und beschliesse, den abendlichen Birne-Bananen-Riegel- und Chipskonsum deutlich einzuschränken.

Draußen fährt ein schwarzer SUV vor und parkt nahe beim Schuppen. Elena steigt aus. Sie trägt eine schwarze Jeans, ein langärmeliges schwarzes Top, eine schwarze Beanie und eine Sonnenbrille.

»Sieht gut aus. Sehr *Ocean's Eleven!*«, sage ich leise.

Sie bedankt sich und überreicht mir eine schwarze Mütze und eine Sonnenbrille.

»Lass die Mission beginnen«, sage ich, und wir gehen zum Schuppen.

Über die Schulter blicke ich zum Wohnhaus der Kohlmanns. Es ist ausgeschlossen, dass sie sehen können, was wir hier tun. Außerdem müsste Annegret seit halb sechs wieder beim Schmücken der Festwagen sein. Heute ist der Einzug der Festwirte, morgen der Festzug der Kinder und Vereine. Das hat sie oft genug gesagt. Warum habe ich mir das eigentlich gemerkt?

»Was hat Alex denn dazu gemeint, dass er heute auf sein tolles Gefährt verzichten muss?«

Elena zuckt mit den Schultern. »Ich habe gesagt, dass ich dir helfen muss. Da war es okay für ihn.«

Ich mag Alex, und ich finde es toll, dass es ihm nichts ausmacht, seine Großkunden heute mit dem Mini seiner Freundin aufzusuchen. Er hat, ebenso wie Elena, Informatik studiert und wird tageweise von Firmen gebucht, um irgendetwas mit deren IT-Systemen zu machen. Was er genau tut, weiß ich auch nicht, aber er kann das wohl ziemlich gut.

Wir laden das Sargbukett und zwei der Altargestecke ein. Zu einem Song aus *Ocean's Twelve* fahren wir zur Aussegnungshalle. Ich liebe dieses Lied, bei dem sich der Verbrecher namens »Nachtfuchs« durch die Laserstrahlen windet, und es passt zu unserer Mission. Unsere Fracht ist zwar weniger wertvoll, aber was die Heimlichtuerei angeht, stehen wir den Gau-

nern in nichts nach. Das Display verrät mir, das der Song *Thé à la Menthe* heißt, und ich muss ihn unbedingt zu meiner Auto-Playlist hinzufügen. Wir bringen die Sachen in den Kühlraum und transportieren auf einer weiteren Fahrt den Kranz und den übrigen Schmuck dorthin.

Dann fährt Elena zur Tankstelle, um den Wagen auszusaugen. So freigiebig Alex auch sein mag, was das Verleihen seines Autos angeht, bei Blütenblättern und sonstigem Dreck auf seinen Sitzen ist er pingelig.

Vorher setzt mich Elena an der Gärtnerei ab. Ich sehe mich um, horche in die Gewächshäuser hinein und vergewissere mich, dass niemand da ist, dem ich meine Abwesenheit erklären müsste.

Lio öffnet träge ein Auge.

»Schlaf noch ein bisschen, meine Süße«, sage ich und streichle ihr über das kurze Fell. »In ein paar Stunden geht es los. Dann fahren wir in das tolle Hotel zu Vee und Hilda. Ich bin mal gespannt, womit sie uns diesmal überraschen!«

Seit ich denken kann, nenne ich Mamas Schwester nur Vee. Das sperrige Genoveva wollte, als ich zwei Jahre alt war, nicht über meine Lippen kommen, und später ist es dabei geblieben.

Jedes Mal, wenn ich mit ihr telefoniere, ergeht sich Vee in Andeutungen, was sie alles für mich vorbereitet hat. Überraschungen für sich zu behalten fällt ihr auch mit Mitte fünfzig ziemlich schwer.

»Bis dahin muss ich noch etliches wegarbeiten!«, ergänze ich seufzend.

Wie zur Bestätigung wedelt Lio kurz, dann gähnt sie und schließt die Augen wieder.

Der Vorstand des Turnvereins hat das in Auftrag gegeben, was ich einen »Annegret-Kranz« nenne: frisch und hochwertig, aber langweilig. Für diese erste offizielle Arbeit benötige

ich einen Bruchteil der Zeit, die ich für die Wagener'schen Sachen benötigt habe.

Ich weiß nicht, warum Annegret Neuerungen als persönlichen Angriff auffasst. Wenn man ihr etwas Neues vorschlägt, schiebt sie das Kinn vor und verzieht das Gesicht. »Wir machen das weiter so wie bisher«, lautet ihre Standardantwort. Insofern war ihre Reaktion vorgestern abzusehen. Der Unterschied ist, dass ich bis jetzt nicht die Kraft hatte, meine Ideen durchzudrücken; dafür war ich zu sehr mit meinen eigenen Problemen beschäftigt. Allerdings muss ich mir nun dauernd Mut zureden und mir selbst versichern, dass es richtig war, die Wagener-Sachen auch gegen Annegrets Willen zu stecken.

Am Anfang dachte ich, dass ich das für die Gärtnerei mache, weil es viel Geld einbringt. Doch nun merke ich, wie sehr ich den Auftrag wollte und wie sehr ich die Bestätigung brauche. Ich musste mir beweisen, dass ich so etwas noch kann. Und irgendwie sind es auch die Untergickelbacher, die mich dazu gebracht haben. So wie sie über Florentine Wagener-Heinrich gesprochen haben, hätte sie alles von mir haben können. Selbst wenn sie Playmobilfiguren im Bukett gewollt hätte, wäre es mir eine Freude gewesen, sie zwischen den Blumen zu drapieren.

Keine halbe Stunde später streiche ich den Auftrag des Turnvereins von meiner To-do-Liste. Ich stütze meine Arme auf dem Arbeitstisch ab und lockere meine verspannte Rückenmuskulatur. In meiner Handtasche krame ich nach meiner Kaugummidose, finde sie aber nicht.

»Mensch, Fabi«, schimpfe ich. »Im Vorratsschrank sind drei frische Dosen. Musst du ausgerechnet die aus meiner Tasche nehmen?«

Wassertrinken vermag den schalen Geschmack in meinem Mund nicht zu vertreiben, und ich grummele vor mich hin.

Die Junisonne scheint durch die Glasdächer, und die Tropfenluft aus den Gewächshäusern steht in dem winzigen Verkaufsraum, offene Türen und Fenster können da wenig ausrichten. Ich spüre Schweißtropfen an meinem Rücken entlangrinnen.

Die Kirchturmuhre schlägt acht, und im Radio beginnt der Nachrichtensprecher, die Schlagzeilen des Tages zu verlesen.

Gefolgt von Lio, die mir schläfrig hinterhertrötet, laufe ich über den gepflasterten Hof, entferne die Kette, die das Eingangstor nachts sichert, und öffne es. Mit dem Fuß schiebe ich einen Pflasterstein vor das grüne Metalltor, um es am Zufallen zu hindern. Ich denke an meine Gestecke, die in der Aussegnungshalle auf ihren Einsatz warten, und mein Bauch reagiert mit einem »Wenn das rauskommt, gibt es Ärger«-Kribbeln.

Es ist auch für die Gärtnerei, denke ich. Ich will keinen Lohn für die Überstunden, und Annegret kann mit diesen Einnahmen machen, was sie will! Bevor sie das Geld allerdings in den Betrieb stecken kann, wird sie ausflippen, und zwar, sobald ich ihr den Umschlag mit dem Geld gebe. Damit rechne ich. Ingeheim hoffe ich auch ein bisschen darauf, dass die Trauergäste die Gestecke so schön finden werden, dass mir Annegret in Zukunft etwas mehr Freiraum lassen wird. Natürlich ist das unwahrscheinlich, das ist mir klar, aber vielleicht geschieht ja das Unverhoffte.

Ich ziehe mein Handy heraus und betrachte die Fotos, die ich von den Wagener-Heinrich-Gestecken gemacht habe. Nein, ich muss mir definitiv keine Gedanken machen. Schon lange habe ich keinen so schönen Blumenabschied mehr kreiert.

Per Messenger schicke ich ein paar der Bilder an Vee. Umgehend kommen Emojis mit Herzaugen zurück.

Wunderwunderschön, schreibt sie.

*Ich freue mich schon so auf das Wochenende, schreibe ich zurück.
Und wir uns erst. Wir sind auf dem Weg zum Flughafen, antwortet Vee. Kommst du pünktlich weg?*

Müsste klappen. Ich bin gut in der Zeit.

Pass auf dich auf, mein Spatz! Bis später, schreibt sie.

Grüß Hilda von mir. Ich schicke ein Kuss-Emoji.

Meine Tante und ihre Frau haben die letzte Woche in Island verbracht. Hilda hatte dort ein Klassentreffen, und die beiden haben ein paar »Familientage« drangehängt, um Hildas Geschwister zu besuchen. Heute kommen sie zurück und fahren gleich zum Hotel weiter. Wenn die meisten anderen Menschen erschöpft die Beine hochlegen, starten meine Tanten erst richtig durch.

Deutlich zuversichtlicher mache ich mich an die restlichen Gestecke für die Beerdigung, danach kommen noch ein paar Sachen für die Kirchweih dran. Anschließend werde ich kurz auf dem Friedhof vorbeischaun, duschen, meine Tasche fertig packen und ins »Sankt Anna« fahren. Juhu!

Gegen halb zwölf stellt Fabian den Pritschenwagen ab und kommt durch das Gewächshaus in den Verkaufsraum. Er tritt von hinten an mich heran und gibt mir einen Kuss auf den Hals. Sein Atem riecht nach Kaugummi, und ich verkneife mir eine Bemerkung.

»Alles klar?«, fragt er und schlingt seine Arme ein wenig fester um mich.

»Alles gut.«

Auch nach einem Vormittag, an dem er säckeweise Erde geschleppt und meterweise Hainbuche um ein neues Einfamilienhaus gepflanzt hat, riecht Fabian, als wäre er frisch der Dusche entstiegen. Ich habe keine Ahnung, wie er das macht.

»Sind die Sachen im Schuppen?«, erkundigt er sich.

»Ja, alles dort.« Bis auf die Sachen, die ich heute Morgen

heimlich fortgeschafft habe. Mein Magen zwickt. Am liebsten würde ich es ihm verraten. Aber ich kann mich beherrschen. Noch.

Er sieht mir zu, wie ich ein weiteres Anstecksträußchen in der flachen, mit Wasser gefüllten Schüssel deponiere.

»So schöne hatten wir noch nie«, sagt er. »Bei keinem Festzug. Never.«

Er drückt mir noch einen Kuss auf den Mund.

»Ich bring die Sachen in die Aussegnungshalle, und dann bleib ich gleich auf dem Friedhof und mach ein paar Gräber«, verkündet er und geht.

Durch das Fenster sehe ich ihm nach, wie er den Hof überquert. Erst jetzt merke ich, dass ich die ganze Zeit den Saum meines T-Shirts um meinen Zeigefinger wickle. Es ist besser, dass ich ihn nicht eingeweiht habe. Ganz bestimmt. So würde ich ihn bloß in eine blöde Situation bringen. Und mich auch.

Auf meinem Handy sind neue Nachrichten von Vee. Und von Hilda.

Vee: Spatz, hier ist ein Vulkan ausgebrochen. Unser Flug wurde auf den Nachmittag verlegt. Ist das vielleicht ein Mist!

Vee: Hoffentlich können wir fliegen! Ich hab mir gleich gedacht, dass das ziemlich knapp ist.

Hilda: Mach dir keine Gedanken! Die Katla bricht alle nase-lang aus, das ist nichts Besonderes. Heute Nachmittag finden alle Flüge statt. Da starten die Maschinen dann ganz knapp hintereinander. Die kriegen hier schon alle weg, die weg wollen.

Vee: Haben nun einen Flug für 14.25 Uhr. Hoffentlich klappt das. Man kann den Rauch von hier aus sehen.

Sie schickt ein Foto, das sie offenbar durch eine Fensterfront des Flughafens gemacht hat. Eine Rauchsäule zieht hinter grünen Hügeln auf. Es wirkt wie ein Großbrand.

Vee: Sobald wir unser Gepäck haben, springen wir ins Auto und

brausen zu dir. Mach's dir schön bis dahin. Ich melde mich, wenn wir gelandet sind. Ausgerechnet heute!

Die Nachrichten sind mit Herzen und Kuss-Emojis dekoriert. Ihr schlechtes Gewissen scheint grenzenlos zu sein. Hastig tippe ich eine Antwort.

Ich: Alles gut. Ich kann mich schon beschäftigen, bis ihr ankommt. Die Minibar ist sicher toll. Und ich werde mir auch zweimal hintereinander die Kaviargesichtspackung auftragen lassen. Alles auf eure Rechnung.

Vee: Mach das, Spatz!

Meine Tante scheint so aufgeregt zu sein, dass sie offenbar nicht versteht, dass das ein Scherz sein sollte. Vielleicht war er auch einfach nicht gut.

Gegen ein Uhr räume ich meinen Arbeitsplatz auf. In anderthalb Stunden beginnt die Beerdigung, und in mir prickelt es, als hätte ich etwas angestellt. Aber das habe ich nicht! Ich habe Eigeninitiative bewiesen. Etwas, was meine Chefin nicht schätzt ... Gut, wenn man es genau nimmt, habe ich sie hintergangen. Aber jetzt ist es zu spät, sich darüber Gedanken zu machen. Die Dinge werden ihren Lauf nehmen, und ich werde sehen, was dabei herauskommt. Ändern kann ich jetzt eh nichts mehr. Vielleicht sollte ich mich auf mein Wochenende konzentrieren. Auf das tolle Hotel, auf meine Tanten. Im Radio kam keine Meldung über den Vulkanausbruch, also hat Hilda wahrscheinlich recht: Es wird nicht so wild sein.

Bevor ich wegfahre, packe ich einen riesigen knallbunten Blumenstrauß in meinen Fahrradkorb. Den habe ich heute Morgen als Allererstes gebunden. Die Grabvase klemme ich auf den Gepäckträger. Dann radele ich zum Friedhof.

Der Lieferwagen der Gärtnerei parkt mit offener Heckklappe vor der Hintertür der Aussegnungshalle. Das habe ich

erwartet. Womit ich nicht gerechnet habe, ist, dass Annegret dort steht. Was macht sie hier? Vielleicht will sie sich nur davon überzeugen, dass die Blumen pünktlich ankommen. Neben ihr sehe ich eine ältere Frau in einem altmodischen schwarzen Kostüm. Ein Hut mit Schleier verdeckt ihr Gesicht. Erst beim Näherkommen erkenne ich Renate Trautmann. Das sieht nicht gut aus, da sind sich mein Kopf und mein Bauch diesmal einig.

Ich hätte langsamer radeln sollen. Schweiß rinnt mir von der Stirn und tropft in meine Augen.

Bestimmt ist das ein Zufall, versuche ich, mir Mut zu machen. Doch wenn ich Annegret anschau, schwindet meine Hoffnung. Ich kann ihr förmlich ansehen, wie gestresst sie von den tagelangen Kirchweihvorbereitungen ist.

»Schrecklich, dieses Durcheinander«, höre ich Frau Trautmann sagen. »Jedenfalls bin ich froh, dass zumindest mein Kranz angemessen aussieht.« Sie dreht sich zu mir um. »Wenn Sie sich doch nur um unsere Sachen gekümmert hätten!«

Ich weiß nicht, was ich entgegnen soll, also nicke ich bloß.

»Marie hätte alles gegeben, um das Sargbukett zu machen«, versichert Annegret und sieht mir dabei direkt in die Augen.

Noch bevor ich mir eine Antwort zurechtgelegt habe, verabschiedet sich die Kundin. Sie dreht sich sogar um und lächelt in meine Richtung, ehe sie über das Kopfsteinpflaster davonstößt.

Das war knapp. Vielleicht sollte ich Annegret jetzt sagen, was ich getan habe ...

Während ich überlege, wie ich am besten beginnen soll, zieht meine Chefin einen weißen Umschlag aus der Tasche und hält ihn mir hin.

»Das soll ich dir geben. Der Bestatterlehrling meinte, das ist für uns, von Frau Wagener-Heinrich. Der Rest.« Sie schaut

mich eindringlich an. »Kannst du mir erklären, welchen ›Rest‹ sie bezahlt?«

Oh nein, das ist noch schlimmer als ein Geständnis. Sie hat es über Umwege herausgefunden!

»Weiß ihre Tante ...?«, beginne ich statt einer Antwort.

»Nein, Renate glaubt nach wie vor, eine Bamberger Gärtnerei hätte diese Zumutung verzapft, die da drin steht.«

Ich schlucke. Die »Zumutung« tut weh. »Neumodisches Zeug« hätte ich vertragen, »Zumutung« bohrt sich in meinen Bauch.

»Findest du die Sachen so hässlich?«, frage ich.

»Nein«, sagt sie, und das überrascht mich. »Aber Renate findet sie scheußlich. Und ich verdiene lieber jedes Jahr ein paarmal an ihr als einmal im Leben an ihrer Nichte. Wenn sie mitkriegt, dass die Sachen doch von uns stammen, kauft sie in Zukunft beim Schmittlein in Walsdorf.« Sie betrachtet den Umschlag. »Was hast du dir bloß dabei gedacht? Brauchst du Geld für deinen Urlaub?«

»Nein«, versichere ich mit Nachdruck, aber es fällt mir immer noch schwer, sie anzusehen.

»Hast du es für Fabian getan?«, rät sie weiter. »Braucht er Geld?«

»Nein, um Himmels willen, er hat keine Ahnung.«

Irgendwie wirkt sie erleichtert.

»Das ist so viel Geld, und ich wollte nicht, dass es an einen anderen Betrieb geht«, versuche ich eine Erklärung. »Ich habe alles außerhalb meiner Arbeitszeit gemacht. Du musst mir keine Überstunden zahlen. Bitte nimm es für ... ich weiß nicht.«

»Ach, du findest, dass ich das Geschäft so schlecht führe, dass ich Unterstützung benötige?« Sie lächelt bitter. »Führ du mal einen Familienbetrieb, den du weitergeben willst!« Sie schnaubt. »Keiner will Geld für Blumen ausgeben, deshalb

holen die Leute ihre Sachen im Supermarkt, und ich frage mich immer, wie ich das Geschäft erhalten soll.« Sie legt den Umschlag in meinen Fahrradkorb. »Das ist deins. Mach damit, was du denkst.«

Und dann geht sie.

Ich möchte noch so viel sagen – zum Beispiel, dass ich meinen Teil dazu beitragen will, dass die Gärtnerei gut dasteht, wenn Fabian sie übernimmt, und dass es von mir nicht so gemeint war –, aber dann halte ich inne. Vielleicht war es das ja doch?

Langsam kann ich keinen vernünftigen Gedanken mehr fassen. Ich umklammere die Lenkstange und starre auf die Pflastersteine. Mein Kopf ist so leer.

In dem Moment kommt Fabian vom Friedhof und stellt die Gießkannen auf die Ladefläche.

»Was ist denn mit Mutti?« Er reckt seinen Hals und schaut ihr nach. »Hat sich die alte Trautmann wieder beruhigt? Ey, schau dir das Zeug da drin mal an. Das sieht so hässlich aus!«

Das Kopfsteinpflaster schwimmt vor meinen Augen. Ich nehme den Umschlag und drücke ihn Fabian in die Hand.

»Da«, sage ich. »Schenke ich dir.«

»Was ist denn das?« Er sieht in das Kuvert und stutzt.

Ich erzähle, nein, ich schreie, dass die hässlichen Gestecke von mir sind und dass mich heute alle mal gernhaben können.

Fabian steht da und starrt mich ungläubig an.

»Wie kannst du Mutti nur so etwas antun?«

Das ist es, was er denkt? Dass ich seiner Mutter etwas *angetan* habe?

Ich lehne mein Fahrrad gegen die Wand der Halle, der Lenker knickt ein, und es rutscht nach unten. Vorsichtig berge ich meinen Strauß. Er ist heil geblieben, Gott sei Dank. Das Rad lasse ich liegen.

»Vielleicht bin ich einfach ein egoistischer Mensch und wollte bloß zeigen, was für eine hervorragende Floristin ich bin«, entgegne ich. Fabian hasst Ironie. Wahrscheinlich sagt er deswegen nichts. Ich atme durch und versuche mich an einer Erklärung: »Sieht denn niemand, dass ich die Wünsche der Kundin erfüllt habe? Womöglich bringen euch meine Gestecke neue Kunden!«

»Das Zeug? Du hast doch gehört, was die Trautmann gesagt hat. Die Leute hier wollen so was nicht. Das nächste Mal steckst du es wieder so, wie wir es immer machen. Dann passt das doch!«

Ich muss an mich halten, um nicht komplett auszurasen.

»Du heulst mich die ganze Zeit voll, dass du nicht so arbeiten kannst, wie du willst. Und wenn ich dann einen Vorstoß mache, hältst du zu deiner Mutter?« Ich hole tief Luft. »Glaubst du, es ändert sich was, wenn du dauernd klein beigibst?«

Sein verständnisloser Blick macht mich noch wütender.

»Wegen der Gestecke meiner Mutter hat sich jedenfalls noch keiner beschwert.« Er steigt ein.

»Weißt du was?« Ich brülle wieder. »Ihr könnt mich alle mal!«

Ohne ein weiteres Wort fährt Fabian davon. Gott sei Dank muss ich sie alle ein paar Tage nicht sehen.

Die Hintertür der Aussegnungshalle lässt sich schwer öffnen. Der Raum mit den winzigen Fenstern dient als Lager für Stühle, Kerzen- und Notenständer. Es riecht nach Staub und dem Stoff der Sitzkissen, die sich hier stapeln. Oft deponieren wir hier die Gestecke, wenn an einem Tag mehrere Beerdigungen stattfinden.

Heute hängt ein Wald von Baumwollschnüren in der Luft,

weiße Ballons schweben unter der Decke. Noch eine Stunde bis zum Beginn der Trauerfeier.

Die Durchgangstür knarrt, als ich sie aufziehe. Die Sonne scheint durch die Glasfronten und lässt mich die Augen zusammenknEIFEN. Dort vorne stehen meine Gestecke, die heute schon als Offenbarung und als Katastrophe bezeichnet wurden.

Erschöpft lasse ich mich auf eine Bank sinken. Den Strauß lege ich neben mich. Einer der weißen Ballons aus dem Lagerraum ist ausgebüxt und tanzt im Lüftungswind an der Decke herum.

Ich lehne mich zurück und betrachte das Wandgemälde über dem Altar. Es stammt von Mama, aus der Zeit, als sie Stipendiatin des Kunstvereins war. Auf den ersten Blick wirkt es wie ein Durcheinander aus Strichen, Punkten und wellenförmigen Elementen in Grün- und Blautönen; an ein paar Stellen fällt die Nachmittagssonne auf roséfarbene Abschnitte. Doch als ich mich konzentriere und mich auf das Zusammenspiel einlasse, kann ich schon bald eine Wiese und Klippen erkennen, dahinter das Meer und die Sonne. Ich weiß nicht, was andere Leute sehen, für mich ist es eine Küstenlandschaft bei Sonnenaufgang. Ich liebe dieses Bild und die hoffnungsvolle Stimmung, die es an diesen traurigen Ort bringt. Auch jetzt, nach der Aufregung um die Trauergestecke, vermag es mich völlig aus der Welt herauszunehmen. Die Wellen scheinen meine Müdigkeit, meine Enttäuschung und meine Wut wegzutragen. Ich lege mein Gesicht in meine Hände. Nur eine Minute will ich noch meine Ruhe haben, dann werde ich gehen.

Jemand setzt sich neben mich, das kann ich deutlich spüren. Ist Fabian doch zurückgekommen?

Vorsichtig schiele ich zwischen meinen Fingern hindurch. Die Hose meines Banknachbarn ist aus dunklem Stoff.

»Alles gut bei Ihnen?«, fragt eine tiefe Stimme, und ich nehme die Hände von den Augen. Verwunderung lässt den Bestatter innehalten. »Sie sind das!«, stellt Paul Peerenboom fest und lächelt großväterlich. »Ich wusste nicht, dass Sie noch in Untergickelbach sind.«

»Ich bin wohl hier hängen geblieben«, sage ich und reiche ihm die Hand. Er nimmt sie und hält sie fest. »Da war viel Zufall mit im Spiel, dazu meine Heimatlosigkeit und die Hilfsbereitschaft der Familie Kohlmann.« Das ist mein Satz, ich kann ihn auswendig. Ich verwende ihn immer, wenn mich Leute fragen, was ich eigentlich hier tue.

»Sie sehen gut aus, wenn ich das sagen darf.«

Von jedem anderen hätte ich diese Bemerkung als unpassend aufgefasst, doch bei Paul Peerenboom spüre ich ehrliches Interesse.

»Es geht mir auch gut«, versichere ich und füge in Gedanken hinzu: Immer vorausgesetzt, die Kohlmanns drehen nicht alle durch. »Es ist, wie Sie es damals gesagt haben: Die Zeit ist mein größter Verbündeter.«

Wenn man einen geliebten Menschen betrauert, wünscht man sich jemanden wie Paul Peerenboom an seiner Seite. Das habe ich damals so empfunden, als er mich durch die dunkelsten Stunden meines Lebens begleitet hat. Deswegen wundert es mich, dass sein Institut nur selten Beisetzungen in Untergickelbach übernimmt.

Fünfzehn Monate, so lange ist der Brand schon her ...

Ein blonder Mann, deutlich jünger als Herr Peerenboom, beginnt Liedblätter auszulegen. Das muss der Lehrling sein, der mich bei Annegret so in die Bredouille gebracht hat.

Danke, du Idiot, denke ich.

Licht fällt auf den Kranz und lässt das Rot der Mohnblumen, das Blau der Kornblumen und das Grün der glänzen-

den Aspidistra- und Eukalyptus-Cinerea-Blätter noch stärker leuchten.

Das habe ich gesteckt, denke ich.

»Frau Wagener-Heinrich hat nicht übertrieben. Es sieht wirklich aus wie auf dem Van-Gogh-Gemälde«, sagt Herr Peerenboom, und ich glaube, Bewunderung herauszuhören.

»Vielleicht denken Sie einmal an mich, wenn Sie einem Kunden eine Floristin empfehlen.«

Um diese Eigenwerbung auszusprechen, muss ich all meinen Mut zusammeneheften, und sofort frage ich mich, ob ich einen Fehler gemacht habe, denn Herrn Peerenboom verzieht sein Gesicht.

»Das würde ich sehr gerne, aber ich ziehe mich Ende des Monats aus dem Geschäft zurück«, teilt er mir mit. »Natürlich werde ich meinem Nachfolger ans Herz legen, an Sie zu denken.« Er steht auf.

»Schade, dass wir nicht zusammenarbeiten können«, sage ich.

»Oh, ich habe eine neue, spannende Aufgabe für meinen Ruhestand gefunden. Vielleicht laufen wir uns dabei das ein oder andere Mal über den Weg ...«

Ich habe nicht das Gefühl, dass er mir Details erzählen will, deshalb wechsele ich das Thema.

»Kann ich Sie noch etwas fragen?«, bitte ich ihn. Als er nickt, fahre ich fort: »Wann geht es den Angehörigen wieder gut, nachdem jemand gestorben ist? Ich weiß um die Phasen, die man durchläuft, und dass sie bei Menschen unterschiedlich lang sein können. Aber kann es sein, dass es einem von einem Tag auf den anderen wieder ...«

Ich kaue auf meiner Unterlippe herum. Mir fällt kein passendes Wort ein. »Gut geht« wäre zu viel, »funktioniert« zu technisch.

»Dass man sich wieder normal fühlt?«, frage ich schließlich.

»Ich denke, dass es so ist. Viele Leute sagen, dass sie mit einem Mal diese Kraft für Neues, für Veränderungen durchflutet. Sie nehmen ihre Umwelt wieder intensiver wahr.« Herr Peerenboom lächelt mich an. »Ist es bei Ihnen auch so?«

Ich nicke. »Irgendwie habe ich wieder so viel Energie und auch richtig Lust, etwas zu tun. Das klingt jetzt vielleicht komisch, aber die Welt wirkt auf mich wieder bunter.«

»Ich finde, das trifft es sehr gut«, sagt Herr Peerenboom.

»Gleichzeitig nehme ich auch wieder mehr am Leben teil, und dabei fallen mir so viele Sachen auf. Sachen, die ich vorher nicht wahrgenommen habe. Und das ist ... nicht immer so toll.«

Herr Peerenboom hat diese komische Wirkung auf mich. Irgendwie will ich ihm alles erzählen. Nein, ich will eigentlich gar nicht – schließlich kenne ich ihn kaum –, aber in seiner Gegenwart purzeln die Worte einfach so aus mir heraus. Ob das an seinem Beruf liegt? Oder ist es seine Ausstrahlung? Auf mich wirkt er wie eine Mischung aus Weihnachtsmann und Psychologe.

»Sie können die Energie doch nutzen, um etwas zu verändern«, schlägt er vor, und ich grinse schief.

Herr Peerenboom steht auf, holt eine Leiter aus dem Nebenraum und fängt den Ausreißerballon ein.

»Hier!« Er drückt mir den Luftballon in die Hand. An der Schnur ist eine Karte befestigt, auf der »*Mein letzter Gruß an Dich*« steht.

»Die Untergickelbacher werden sich das Maul zerreißen«, spreche ich meine Befürchtung laut aus.

»Davon ist auszugehen«, pflichtet mir Herr Peerenboom bei. »Aber ich finde die Idee schön, und ich dachte mir, Sie möchten vielleicht auch ein wenig mit da oben kommunizieren.«

Er zieht einen Kugelschreiber aus der Westentasche und reicht ihn mir. Dann legt er mir kurz die Hand auf die Schulter.

»Kopf hoch!«, sagt er. »Und grüßen Sie Ihre Mutter von mir.«

Ich lächle und nicke.

Als ich die Halle verlasse, ist der Vorplatz menschenleer. Die Trauergäste sind noch nicht eingetroffen.

Ich nehme die Vase von meinem Gepäckträger und stelle den Strauß hinein. Der aufkommende Wind begleitet mich bis zur Urnenwand am Ende des Friedhofs. Am Brunnen fülle ich die Vase und platziere sie in der zweiten Reihe von links auf dem Boden. Dann setze ich mich auf die Bank, die gegenüber unter ein paar Birken steht. Ich nehme die Postkarte und beginne zu schreiben.

*Dieses Wochenende fahre ich mit Vee und Hilda weg. Ich bin an deinem Geburtstag also nicht alleine, keine Angst. Heute habe ich die ganze Zeit an dich gedacht. Drehe ich durch, oder fängt jetzt das schöne Erinnern an? Wo auch immer du bist, ich hab dich lieb und vermisse dich.
PS Ich soll dich von Herrn Peerenboom grüßen.*

Ich befestige die Postkarte an der Schnur des Ballons und gehe ein paar Schritte nach vorne, um zu verhindern, dass er sich in den Birken verfängt. Dann lasse ich ihn los.

»Happy birthday, Mama«, sage ich leise.

3

Was wäre, wenn sie geht

What butter and whiskey won't cure,
there is no cure for.

*Was Butter und Whiskey nicht heilen können,
kann nicht geheilt werden.*

IRISH SAYING

Freitagnachmittag, vorletzte Juniwoche

Eine halbe Stunde später als geplant packe ich Lio in den Kofferraum, werfe meinen Rollkoffer und meine Handtasche auf den Rücksitz und fahre los. Ich habe das Ortsschild »Untergickelbach« noch nicht passiert, da vibriert auch schon mein Handy.

Wer will denn ausgerechnet jetzt mit mir sprechen? Mir fallen nicht viele Leute ein, die da infrage kommen. Vielleicht Elena, weil sie zu irgendwas meine Meinung hören will, oder Annegret wegen der Beerdigung, möglicherweise auch Fabian, aus welchem Grund auch immer. Aber Elena wird sich selbst helfen, auf Annegret habe ich wirklich keine Lust, und Fabian würde ich unter Umständen Vorwürfe entgegenschleudern, die mir in ein paar Stunden leidtäten.

Hilda und Vee sind gerade irgendwo in der Luft, die können es also nicht sein.

Kurz nach dem Ortsschild fahre ich dennoch an den Straßenrand und greife zwischen den Sitzen hindurch, um mein Smartphone aus der Tasche zu ziehen.

Unbekannte Nummer.

Alle wichtigen Personen sind mit Mobil- und Festnetznummer in meinen Kontakten gespeichert. Wer immer das ist, wird warten müssen.

Kurz vor der Abfahrt zur A6 stehe ich im Stau. Lio schläft, und Fabian schreibt, dass er mir ein schönes Wochenende wünscht. Ich könnte antworten, habe aber gerade keine Lust dazu.

Das Radio informiert mich, dass ein Laster irgendwo vor mir seine Ladung von mehreren Hundert Litern Wein verloren hat, und die Moderatoren ergehen sich in vorhersehbaren Witzen. Wenigstens empfehlen sie eine Umleitung. Ich hoffe, dass sie gut ausgeschildert ist, denn blöderweise hat mein Navi das Zeitliche gesegnet, und ich bin so überstürzt aufgebrochen, dass ich vergessen habe, mein Handy noch einmal aufzuladen.

Wie kann man nur so kopflos starten? Blöder Tag, blöde Kohlmanns, blöde Beerdigung.

Ich versuche, mich ab- und meine Gedanken in Richtung Wochenende zu lenken, während sich die Autos, Wohnwagen und LKWs langsam in Richtung Abfahrt schieben. Dort fahre ich auf die Landstraße. Kleine Orte, Wiesen, Äcker, eine Burg auf einem Hügel. Eigentlich sieht es hier gar nicht so anders aus als in Untergickelbach, aber es fühlt sich anders an. Wie Entspannung, wie Wochenende, wie endlich raus!

Ich folge der Kolonne, bis wir irgendwann wieder auf die A6 geleitet werden.

Eine Meldung lässt mich aufhorchen, und ich drehe das Radio lauter.

»Kitzbübel – Österreichische Ermittler haben eine weitere Wohnung des Kunstsammlers Jonathan Genske entdeckt. Nachdem gestern ein anonymer Hinweis eingegangen war, verschafften sich die Behörden Zutritt zu dem Apartment in dem beliebten Ferienort. Dort fanden sie etliche Werke berühmter Künstler. Die Staatsanwaltschaft hat für heute Nachmittag eine Pressekonferenz angekündigt.

Vor vierzehn Monaten waren in der Münchner Wohnung des inzwischen verstorbenen Kunsthändlers Dutzende Gemälde gefunden worden, bei denen es sich zum großen Teil um wertvolle Originale handelt. Mittlerweile ist bekannt, dass Genske seinen Privatkunden Kopien der Gemälde verkauft und die Originale behalten hat.

Interessant ist dabei der Zeitpunkt der Entdeckung. Der anonyme Tipp kam einen Tag vor Beginn des Prozesses, bei dem die Kunden des Händlers gegen Genskens Erbin vor Gericht ziehen.

Zur Erinnerung: Die betrogenen Kunstliebhaber haben eine Sammelklage eingereicht und fordern von Marianne Genske-Harding die Herausgabe der Bilder sowie Schadenersatz in bisher unbekannter Höhe. Mit Spannung erwartet wird ebenfalls, ob die in Kanada lebende Frau dem Prozess heute persönlich beiwohnen wird.«

Der Fall beschäftigt die Medien seit mehreren Monaten. Wenn ich später im Hotel bin, muss ich unbedingt die Pressekonferenz verfolgen.

Warum Jonathan Genske die Bilder bei sich gehortet hat, weiß kein Mensch. Jedenfalls keiner, der darüber redet. Spekulationen gibt es viele, vor allem in Talkshows oder Zeitschriften, und die wildesten Theorien werden natürlich im Internet aufgestellt.

Früher, als Mama noch Gemälde restauriert hat, wäre in der Teeküche des Museums ebenfalls diskutiert und spekuliert worden. Irgendjemand hätte Jonathan Genske bestimmt gekannt oder jemanden gekannt, der ihn kennt. Dabei weiß ich nicht, was sie mehr beschäftigt hätte: dass ein Kunsthändler Kopien an die Kunden vertickt oder dass die Kopien so gut waren. Schließlich hat jahrelang keiner gemerkt, dass er gepflegt übers Ohr gehauen wurde. Abends hätte sich ein kleiner Kreis getroffen, und dann wären sie weitergegangen, die Diskussionen. Jeder hätte etwas zum Essen beigesteuert, und sie hätten bei viel Wein bis tief in die Nacht zusammengesessen. Irgendwie fehlt mir das.

Bis Schwandorf komme ich ohne Navi, ich kann mich erinnern, dass ich dort von der Autobahn abfahren muss. Mit ein wenig Glück habe ich bald einen Bademantel an, höre den Pool glucksen und nippe an einem fruchtigen Cocktail.

In meinem Kopf lege ich eine To-do-Liste an, auf der ich »*neues Navi kaufen*« und »*Powerbank im Auto deponieren*« notiere. Noch einmal will ich nicht orientierungslos durch die Landschaft irren.

An einem Feld lasse ich Lio kurz raus und öffne den Routenplaner. Doch ich habe kein Netz und will die verbleibenden drei Prozent Akku nicht mit einer Suche verbrauchen, die sowieso keinen Sinn hat. Wir fahren weiter. In der nächsten Ortschaft zeigt sich kein Mensch auf der Straße, den ich nach dem Weg fragen könnte, und ich werde unruhig. Zwar erwartet mich niemand, aber ich habe auch keine Lust darauf, ewig durch die Pampa zu irren.

Doch dann tauchen unvermittelt zwischen zwei Häusern weiße und rote Wimpel auf, die – ich kann mein Glück kaum fassen – drei Zapfsäulen überspannen. Ich bremse, wende mitten auf der Straße und komme neben einer der Säulen zum Stehen.

Als ich aussteige, überkommt mich für einen Moment die Sorge, es könne sich bei dem winzigen Häuschen um die Fünfzigerjahre-Ausstellung des Heimatmuseums handeln, so in der Zeit stecken geblieben wirkt die Tankstelle. Allerdings sind die Benzinpreise zeitgemäß hoch, und auch der Eimer mit dem Scheibenwasser sieht nicht aus, als sei er ein Artefakt aus früheren Jahrzehnten.

Ich lasse Lio aus dem Kofferraum, und sie beginnt sofort, die neue Umgebung zu erschnüffeln. Während der Zapfrüssel Benzin in meinen Wagen pumpt, sehe ich mich um. Weiße Fliesen bedecken die Wände des Tankstellenhäuschens, das mit »Gina und Beppi verkaufen Benzin« überschrieben ist. Auf der Scheibe lese ich: »... und Kuchen«.

In dem Backsteinbau nebenan befindet sich wohl die Autowerkstatt. Davor steht jedenfalls ein silberfarbenes Wohnmobil, unter dem zwei Beine in roten Arbeitshosen hervorlugen. Nachdem ich das Zapfventil wieder an die Säule gehängt habe, gehe ich zu dem Wagen. Schraubenschlüssel und andere Gerätschaften liegen verstreut auf dem Boden.

»Entschuldigen Sie bitte, könnten Sie mir sagen, wie weit es noch zum Hotel ›Sankt Anna‹ ist?«

Das Geräusch von Werkzeug, das Autobestandteile abklopft, verstummt, und nach einem Oberkörper im weißen T-Shirt taucht der Kopf einer Frau auf. Ein rotes Band hält ihre schwarzen Locken aus dem Gesicht. Die Frau – ich vermute, dass es sich um Gina handelt, sofern die Namen nicht frei erfunden sind – grinst.

»Es ist nicht mehr weit. Sie fahren weiter, biegen in der zweiten Ortschaft rechts und dann, nach nicht ganz einem Kilometer, scharf links ab. Sie können das nicht verfehlen, denn zunächst geht es einen Hügel hinauf, und dann führt Sie die Allee direkt zum Hotel.« Sie mustert mich.

»Wie war das noch mal? Rechts in der Ortschaft und dann ...?«

»Gehen Sie rein, Beppi soll es Ihnen auf der Karte zeigen.« Sie wischt sich über die Stirn. »Ach ja, und richten Sie ihm bitte aus, er soll mit seiner Kuchenverkosterei aufhören und mir helfen. Den Halligan kann er auch gleich mitbringen.«

»Das mache ich. Vielen Dank.« Ich weiß zwar nicht, was ein Halligan ist, aber ich gehe davon aus, dass dieser Beppi versteht, was sie meint.

Lio tritt hinter mir her, als ich das Tankstellenhäuschen betrete. Der Duft von frisch gemahlenden Kaffeebohnen erfüllt den Raum. Seltsam, ich habe Gummigeruch erwartet, doch stattdessen verströmen hier Espresso und Kuchen ihren Wohlgeruch. Öl, Scheibenwaschkonzentrat und Zeitschriften füllen die Regale, die entweder jahrzehntealt oder täuschend echt nachgearbeitet sind. Hinter einer Glastheke liegen Bagel, Sandwiches und Törtchen, auf der Ablage dahinter steht eine italienische Espressomaschine.

Ein Mann, den ich vom Aussehen her eher in ein angesagtes Berliner Café gesteckt hätte, sitzt auf einer der knallrot bezogenen Bänke an einem hohen Tisch. Er hat ein weißes Hemd an, von dem meine Tante sagen würde, es sei gut geschnitten, und seine Beine stecken in kamelbraunen Hosen. Dazu trägt er schmale, geschnürte Schuhe. Alles sieht stilvoll aus, aber auch irgendwie cool. Gepflegter Bart, kurze zimtbraune Haare ... Für jemanden, der hier nur kurz haltgemacht hat, um zu tanken, hat er es sich auf dem Platz zu gemütlich eingerichtet. Neben der Zeitung steht eine Kaffeetasse.

Was starre ich hier eigentlich so rum? Hastig senke ich meinen Blick, doch es ist zu spät: Er hat mich bemerkt und lächelt in meine Richtung. Schnell drehe ich mich zu den Magazinen um. Starren ist peinlich, starren und vom Angestarrten dabei

erwischt werden, richtig peinlich, und ich nähere mich langsam der hochnotpeinlichen Zone, weil ich schon wieder hinschaue.

Also lenke ich meinen Blick auf die Regale und überlege, welche Zeitungen mich am Pool am meisten interessieren könnten. Von einem Cover blickt mich der Kunsthändler Jonathan Genske an. »Vom Neunundsiebzigjährigen, der auszog, die Reichen zu betrügen« steht darauf. Ich packe das Magazin ein.

Lio schnüffelt am Boden und am Regal, dann schleckt sie hingebungsvoll über die Folie eines Kindermagazins, das irgendeinen Plastikschratt als Beilage enthält.

»Lio, spinnst du! Lass das!« Ich reiße das angeschlabberte Magazin hoch. »Ach Hund, du altes Ferkel.«

Der Mann lacht und sieht mir dabei zu, wie ich mich nach einem Lappen oder etwas Ähnlichem umschaue. Als ich nichts finde, fahre ich mit dem Ärmel meines Shirts über die Folie. Bäh, das muss ich im Hotel sofort wechseln.

Muss ich das Teil jetzt eigentlich kaufen? Wenn er mich nicht beobachtet hätte, würde ich es vielleicht liegen lassen ... Nein, wenn ich ehrlich bin, würde ich das nicht. Ich würde es kaufen, weil ich mir sicher bin, dass man böse Aktionen doppelt und dreifach zurückbekommt. Das Karma schläft nie, und Schlabberzeitungen zurückzulegen ist ein blöder Grund dafür, später auszurutschen und sich den Kopf an den Poolkacheln aufzuschlagen.

»Find ich gut, dass Ihr Hund auch mal etwas zum Spaß lesen darf. Mir tun die Hunde immer leid, die nur ›Das intellektuelle Haustier‹ bekommen!«

Der Mann hat seine Lippen zu einem schelmischen Grinsen verzogen. Er spricht mit Akzent, scheint irgendwo aus dem englischsprachigen Raum zu kommen. Seine Stimme

klingt warm und tief, so ähnlich wie die des Sängers, der den »Hold My Girl«-Hit hatte. George irgendwas.

Der Mann steht auf und kommt auf mich zu, was ein wenig dauert, weil er erst um ein Geländer herumlaufen muss, das den Cafébereich vom übrigen Tankstellenshop abtrennt.

»Ich bin Sean«, stellt er sich vor.

»Marie«, sage ich.

Sein Mund, seine Augen, seine Brauen – alles lächelt mich an. Sogar seine Nase stimmt mit ein, die zieht er nämlich ein wenig kraus.

Bevor ich etwas sagen kann, drängt sich Lio an mir vorbei, um Sean ebenfalls zu begrüßen. Sie reibt ihren Kopf an seinem Knie und blickt ihn an, als habe sie noch niemals jemand gestreichelt.

Ich rufe meinen aufdringlichen Hund zurück, aber Sean lacht nur und fährt Lio über den Kopf.

»Bleiben Sie hier, oder sind Sie auf der Durchreise?«, fragt er mich.

»Ich will ins Hotel. Mit meinen Tanten.« Warum sage ich das? Das interessiert ihn doch nicht. »Und Sie?«

»Ich arbeite hier. Also nicht direkt hier, sondern in der Nähe, auf einer Baustelle.«

In dem Moment kommt ein Mann durch eine Seitentür herein. Er schultert ein Tablett, auf dem sich unzählige Tellerchen mit Brownies befinden. So viele, dass man damit eine ganze Hockeymannschaft versorgen könnte – und wahrscheinlich auch ihre Gegner. Seine dunklen Haare trägt er nach hinten gegelt, und auch ohne rot-weiße Kleidung hätte mir seine Haartolle verraten, dass er zum Tankstellenpersonal gehört. Das muss Beppi sein. Nein, halt, es *ist* Beppi, der Name ist nämlich in Brusthöhe auf sein Shirt gestickt.

»Halligan, du bist nicht zum Vergnügen hier: Brownie-Verkostung, an die Arbeit.«

Das ist also der Halligan, nach dem Gina verlangt hat. Ich habe eher mit einem Werkzeug gerechnet, irgendetwas zum Schrauben oder Montieren. Die lockere Art, mit der ihn Beppi anspricht, lässt mich vermuten, dass er und Sean sich besser kennen.

»Gleich«, erwidert Sean und sieht mich an. »Willst du mitmachen?«

Hat er mich nicht gerade noch gesiezt?

Beppi stellt das Tablett auf dem Tisch ab. Die Brownies glänzen saftig und schokoladig auf den weißen Tellerchen. Lust hätte ich schon, aber irgendwie weiß ich nicht, ob das so eine gute Idee ist.

»Tut mir leid, aber ich werde im Hotel erwartet«, behaupte ich und nehme meine Sachen wieder in die Hand. Warum ich ablehne, kann ich selbst nicht sagen, wahrscheinlich ein Reflex. Ein blöder Reflex, wenn ich es recht bedenke, nachdem meine Tanten ohnehin noch länger unterwegs sein werden.

»Da kommst du in der nächsten halben Stunde sowieso nicht hin«, sagt Beppi.

»Aber ich dachte, es ist nicht mehr so weit«, sage ich.

»Ist es auch nicht, aber gleich kommt Schorsch.«

Und bevor ich mich erkundigen kann, wer dieser Schorsch ist, sehe ich ein paar Schafe die Straße entlangtrotten. Ihnen folgen weitere Schafe – so lange, bis beide Fahrbahnen unpassierbar sind.

»Schorsch möchte die Schönbachbrücke erneuert haben«, erzählt Sean, und ich höre ihm zu, kann meine Augen aber nicht von den Schafen abwenden. »Die Gemeinde hat sie absperren lassen, weil sie einsturzgefährdet ist«, erklärt er weiter. »Schorsch hat das ignoriert, seine Viecher drübergeschickt und ein Bußgeld kassiert. Nun treibt er jeden Freitagabend gegen halb sechs seine Schafe in die Hauptstraße und lässt sie dort eine halbe Stunde stehen.«

Ungläubig blicke ich auf die tierischen Demonstranten.

Beppi verteilt in der Zwischenzeit die Teller auf dem Tisch. »Um diese Zeit fährt nämlich der Bürgermeister hier durch, um seine Mutter im Nachbarort zu besuchen«, lässt er mich wissen.

»Gibt es keine andere Strecke?«

»Doch.« Beppi lehnt das leere Tablett gegen die Sitzbank. »Aber so läuft das hier. Der Bürgermeister kommt, stellt sich fünf Minuten hin und wartet. Dann kehrt er um und fährt über Kleinweißfeld. So geht das seit Februar. Mal sehen, wem es als Erstes zu bunt wird.« Er grinst. »Sean liebt dieses Spektakel, er fühlt sich dann wie daheim.«

»Beppis Irlandkenntnisse beschränken sich auf die Kerrygold-Werbung«, behauptet Sean.

Aha, dann ist das wohl ein irischer Akzent, mit dem er spricht.

»Du kannst dich also ruhig noch zu uns setzen«, sagt Sean.

Wahrscheinlich hat er recht. Ich frage, ob ich mein Handy aufladen darf, und hole mein Ladekabel aus dem Auto. Beppi zeigt auf eine Steckdose neben dem Tisch, und ich setze mich.

Auf einem Fernschirmschirm in der Ecke zeigt ein Nachrichtensender Gemälde aus Jonathan Genskes Besitz. Das blaue Band am unteren Bildrand informiert die Zuschauer darüber, dass es sich bei einzelnen Kunstwerken aus der Kitzbüheler Wohnung tatsächlich um die Originale handelt. Es werden eine Nummer sowie eine Internetadresse eingeblendet, unter der man sich melden soll, falls man eines dieser Gemälde gekauft hat und meint, getäuscht worden zu sein.

»Der raffinierte Hund«, sagt Beppi.

»Stell dir vor, du zahlst Zehntausende für ein Bild, und dann ist es eine Kopie!« Sean schüttelt den Kopf.

»Gina meinte heute Morgen, wer Bilder nur kauft, um

damit anzugeben, habe kein Original verdient.« Beppi zuckt mit den Schultern. »Da reiche es, wenn die Leute vor ihren Freunden behaupten könnten, sie hätten eine Million für das Ding an der Wand gezahlt. Wahre Kunst habe nur verdient, wer sie zu schätzen wisse.«

Sean sieht Beppi an. »Sieh an, eine Kunstrevolutionärin. Sie verbringt zu viel Zeit mit Maja.«

»Das ging während des ganzen Frühstücks so.«

Ich liebe diese Tankstelle. Es gibt Süßes und Kunstgespräche, und vor dem Fenster machen die Anwohner seltsame Sachen.

Beppi stellt ein Glas vor mich hin und gießt mir Wasser ein. Die Verkostung scheint eine sehr ernste Angelegenheit zu werden. »Gina ist der Meinung, Originale sollten in Museen hängen, dort hätten alle Leute etwas davon. Für die Privatleute tun es auch Kopien.«

Sean sieht auf meine Zeitschrift mit dem Genske-Titelblatt. »Was sagst du denn zu dem Skandal?«, erkundigt er sich.

Bevor ich etwas antworten kann, erscheint ein Reporter auf dem Bildschirm. Alle drei blicken wir zum Fernseher in der Ecke. »Sammelklage gegen Genske-Erbin« steht auf dem roten Banner. Der Journalist berichtet live aus München.

»Der mit Spannung erwartete Prozess um die betrogenen Kunstsammler hat mit einem Knall begonnen. Die Anwälte der Kläger verkündeten, dass sie die Klage in allen Punkten zurücknehmen. Der Anwalt der in Kanada lebenden Marianne Genske-Harding gab an, man habe sich außergerichtlich geeinigt. Die Vertreter beider Seiten bestätigten, dass bereits ein Austausch stattgefunden habe.«

Nun schaltet sich die Nachrichtensprecherin aus dem Studio ein. »Können sich die Sammler denn sicher sein, dass sie nun tatsächlich die Originale in Händen halten? Immerhin hatten sie

